



3 1761 07830549 7

Urewe Pan' Gottfried  
Kehrig Christian

BX  
4700  
C2D74



Nr. 38.

Preis: Mk. 1,20.

**Schriften**  
des  
**Vereins für Reformationsgeschichte.**  
Dehnter Jahrgang. Erstes Stück.

---

**Petrus Canisius,**  
**der erste deutsche Jesuit.**

Von

**Paul Drews.**

Halle 1892.

In Commissionsverlag von Max Niemeyer.

Kiel,  
Jul. Ernst Homann,  
Pfleger für Schleswig-Holstein.

Quakenbrück,  
Edm. Eckhardt,  
Pfleger für Hannover u. Oldenburg.

Stuttgart,  
G. Pregitzer,  
Pfleger für Württemberg.



## An unsere Mitglieder!

Wir erlauben uns folgendes in Erinnerung zu bringen:

Die **Beiträge** sind im April jedes Jahres pränumerando zu entrichten und müssen dieselben franco an die betreffenden Herren Pfleger und nur, wenn ein solcher nicht da ist, an unsern Schatzmeister, Herrn Verlagsbuchhändler Max Niemeyer in Halle a. S. abgeführt werden.

**Wohnungsveränderungen** sind stets sofort unserm Schatzmeister anzuzeigen. Bei Zahlungen von dem neuen Wohnort aus ist der frühere anzugeben. Für Unregelmäßigkeiten, die durch Unterlassung dieser Angabe entstehen, ist unser Schatzmeister nicht verantwortlich.

**Bestellungen** auf Schriften ist stets der Betrag des Gewünschten beizufügen. Die einzelne Schrift wird dem Vereinsmitglied, aber nur diesem, mit Mk. 1,20 franco geliefert — 4 Stück nach Wahl für 3 Mk. — Das Stück der Volksschriften kostet franco 15 Pf., werden 10 Stück oder mehr nach Wahl entnommen, so wird das Stück mit 10 Pf. berechnet.

Halle a. S. 1892.

Der Vorstand.

# Petrus Canisius,

der erste deutsche Jesuit.

Von

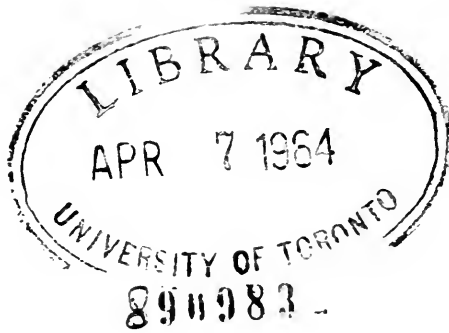
Paul Drews.

Halle 1892.

Verein für Reformationsgeschichte.



6X  
4700  
C2074



Dem Andenken

meines theuren Vaters





## Einleitung

---

Am 2. August 1846 hat Papst Pius IX. den ersten deutschen Jesuiten, Petrus Canisius, selig gesprochen. Was zu diesem Schritte den inneren Anlaß gegeben hat, sagt das betr. päpstliche Breve selbst: „Damit in diesen so schlimmen Zeiten, wo die Kirche Gottes durch die Angriffe der Gottlosen so heftig bekämpft wird, die Gläubigen an diesem so tapferen Verteidiger des katholischen Glaubens ein leuchtendes Beispiel vor Augen haben, um nach ihm sich zu richten in der Hut des kostbaren Schazes des Glaubens, ohne den das ewige Heil nicht zu erlangen ist, so erteilen Wir . . . . kraft des Gegenwärtigen die Vollmacht, daß der erwähnte ehrwürdige Diener Gottes, Petrus Canisius, fortan mit dem Beisatz ‚der selige‘ genannt werde.“ Es ist begreiflich, daß in dieser unsrer gegenreformatorischen Zeit von den Katholischen das Gedächtnis des Mannes erneuert und durch hohe Auszeichnung gefeiert wird, der der Gegenreformation in Deutschland die Wege gebahnt und jenes unheimliche Feuer, das im dreißigjährigen Kriege hell aufgelodert ist, geschürt hat. Jetzt soll der Name und das Vorbild des „zweiten Apostels Deutschlands“ dasselbe noch einmal thun. Seit seiner Seligsprechung ist Canisius in der katholischen Kirche populär geworden, und er wird es immer mehr. Hat schon früh sich die dichtende Legende seiner Gestalt bemächtigt, so jetzt die bewußte römische Politik und Agitation. In gelehrten Büchern und in kleinen volkstümlichen Erzählungen wird das Bild dieses Gegenreformators und Jesuiten in alle Kreise getragen, durch Canisiusvereine sein Geist der Jugend eingebläht, durch Pflege seiner Verehrung der Enthusiasmus für ihn gesteigert.

Die Bedeutung, welche Canisius durch den neuerwachten gegenreformatorischen Eifer für die Gegenwart erlangt hat, würde allein schon den Versuch rechtfertigen, sein Lebensbild unter das Urtheil evangelischer Geschichtsforschung zu stellen. Aber er besitzt an sich eine so einschneidende Bedeutung für die Entwicklung jener traurigen Zeit deutscher Geschichte, daß dieser Versuch auch um seiner selbst willen gemacht werden muß. Bisher hat sich noch kein evangelischer Schriftsteller dieses Stoffes bemächtigt.

Im Vorliegenden soll denn versucht werden, das Bild dieses ersten deutschen Jesuiten in kurzen Zügen zu zeichnen. Nicht eine ausführliche Lebensbeschreibung wollte und konnte gegeben werden, wohl aber sollten die Hauptgesichtspunkte, von denen dieses Leben getragen ist, herausgestellt werden. Möge das Bild dieses eifrigen Katholiken den Leser im evangelischen Glauben und Bewußtsein stärken! Wahrlich, die Zeit fordert es.

---

# Erstes Kapitel

## Anfänge

Am 8. Mai des Jahres 1521, also an demselben Tage, unter dessen Datum die Reichsacht gegen Luther in die Welt ging, in demselben Jahre, in welchem Ignatius von Loyola in Pampelona in Spanien verwundet aufs Krankenlager sank, wurde in dem Hause des Jakob Kanis zu Nimwegen ein Söhnlein geboren, das in der Taufe den Namen Peter erhielt.<sup>1)</sup> Es war das erste Kind, welches der Ehe des Jakob Kanis mit Megidia Hovingen entsproß. Glänzend waren die Verhältnisse, in die das Kind hineingeboren wurde. Das Ansehen und der Reichtum eines alten Patriziergeschlechtes warteten seiner. Jakob Kanis, der in Paris die Rechte studiert, in Orleans promoviert, am Hofe des Herzogs Renatus von Lothringen als Prinzenenerzieher geschäftliche Gewandtheit und höfliche Sitte sich angeeignet hatte, war mehr als einmal durch das Vertrauen seiner Mitbürger mit der Würde des Bürgermeisters betraut worden. Gab es eine politische, diplomatische Sendung — und dazu fehlte es, da Nimwegen Residenz des Herzogs Karl von Egmond und zugleich mit den Rechten einer freien Reichsstadt begabt war, nicht an Veranlassung, — so ruhten die Geschäfte am sichersten in seinen Händen. Diese äußere angesehene Stellung, der Reichtum des Hauses brachten ein glänzendes, bewegtes Leben mit sich, an welches Peter Canisius nur mit ernster Sorge um das Seelenheil seines Vaters zurückzudenken magt.<sup>2)</sup>

Als das erste Eltern Glück in dem Patrizierhause zu Nimwegen einzog, war die Stadt, waren die Niederlande von der religiösen Frage tief bewegt. Weithin war die neue Lehre verbreitet. Auch Nimwegen war angesteckt, und zwar so sehr, daß

der streng katholische Herzog Karl die Stadt ihrer kezerischen Neigungen wegen von ganzem Herzen haßte und 1526 zwei Jungfrauen aus Nimmwegen in Arnheim ihres Glaubens wegen auf den Scheiterhaufen brachte.<sup>3)</sup> Als daher des Petrus Mutter — er war nur erst wenige Jahre alt — auf dem Sterbebette dem Gatten das Versprechen abnahm, der neuen Lehre sich und und die Seinen fern zu halten, so hatte sie Grund zu ernster Befürchtung. Canisius nennt selbst diese letzte That der sterbenden Mutter „nicht weniger klug als fromm“. Dem Vater hat er das Zeugnis strengster Treue gegen die katholische Kirche ausgestellt. Nach der Mutter Tod kam in Wendelina von dem Berg, aus edlem Geschlecht, eine Stiefmutter in das Haus. Aus dieser Ehe sind acht Kinder hervorgegangen, unter denen Theodoricus als Mitglied der Gesellschaft Jesu bekannt geworden ist.

Peter war, wenn wir seinen eignen Bekenntnissen Glauben schenken dürfen und nicht auch hier asketische Einseitigkeit ihm die Feder geführt hat, ein wilder, leidenschaftlicher, erregbarer Knabe, mit dem nicht leicht fertig zu werden war. Jedenfalls besaß er, und dies verdient sehr beachtet zu werden, eine glühende Phantasie, die sich mit besondrer Stärke des Religiösen und des Kultus bemächtigte. Darin wurde der Knabe namentlich von einer im Hause lebenden Schwester der Stiefmutter, die streng katholisch und asketisch gerichtet war, bestärkt. So spiegelten sich in den kindlichen Spielen die Zeremonien des Gottesdienstes wieder, wobei der kleine Peter unter seinen Altersgenossen die Rolle des Priesters übernahm; auch trug er damals schon zeitweise einen Bußgürtel.

Aber trotz dieser religiösen Neigungen scheint der Knabe sich nicht zur Freude der Eltern entwickelt zu haben. Man that ihn in eine Art Pensionat zu einem humanistisch gebildeten Lehrer. Jedoch auch hier, so bekennet Canisius, wurde sein Leichtsinn und die trokige Art nicht gebrochen; eher nachteilig habe auf ihn die Kameradschaft mit den andern Zöglingen eingewirkt. Als Frucht jener Erziehung sieht er es an, daß er „mehr und mehr das Loß hochgebornen Knaben betraure.“ „Es wäre für mich weder gefahrlos, noch zuträglich gewesen, wenn ich länger in der Heimat geblieben wäre und mich bei Verwandten und

Freunden durch Tagedieberei in den Netzen des Weltlebens gefangen hätte. Daher hast du, o Gott, meinem Vater eingegeben, mich nach Köln zu bringen, um dort höhere und bessere Studien zu treiben.“ Wieviel in diesen Auslassungen als fromme Uebertreibung zu gelten hat, wird schwer zu bestimmen sein.

Nach Köln also wurde Canisius gebracht und zwar in seinem vierzehnten Lebensjahre (entweder Ausgang des Jahres 1534 oder Anfang des folgenden).<sup>4)</sup> Wäre es dem Vater ernstlich um die wissenschaftliche Ausbildung seines Sohnes zu thun gewesen, so hätte er zu Deventer, Emmerich oder Düsseldorf weit bessere Schulen gefunden, als in Köln. Hier lag das Schulwesen arg darnieder. Der humanistischen Reformbewegung hatten sich die Bursen und die Universität so gut wie ganz verschlossen. Einzelne Regungen des neuen Geistes zeigen nur, wie fest gewurzelt die alte scholastische Richtung war. Die Folge dieses Festhaltens am Alten war der auffallende Rückgang der Universität. Sie verfiel in ihren Baulichkeiten, wie in ihrem inneren Leben. Die Zahl der Studenten nahm überraschend ab. Selbst aus ihren Kreisen ließen sich Stimmen vernehmen, die die Pflege des Humanismus forderten. Dieselben verhallten ebenso ungehört, wie die Versuche des Rats, eine Besserung herbeizuführen, fruchtlos geblieben waren. In Köln schien kein Boden für die neue Zeit zu sein. Der Glanz früherer Größe war ein schlechter Trost für die ruhmlose Gegenwart. „Junge Männer, die nicht ihr Fortkommen in der Stadt suchten, oder auf irgend ein Kölner Kanonikat in einem der Kölner Stifter hofften, begaben sich zur Betreibung ihrer juristischen Studien nach Universitäten, die einen besseren Klang als Köln hatten.“<sup>5)</sup>

Aber das war es gerade, was Jakob Canisius mit seinem Sohne im Auge hatte. Er sollte als Jurist, wie es damals unter dem Adel üblich war, in der Kirche seine Versorgung finden. „Es trug mir der Vater,“ so schreibt Canisius von einer etwas späteren Zeit, „eine passende und reiche Braut an; er schlug mir ein Priesteramt, oder wie man's nennt, ein Kanonikat vor, das ich, wenn ich wollte, auch in Köln erlangen sollte, und er hatte im Sinne, den Erstgeborenen in wer weiß was für Ehrenstellen emporzuziehen. Du aber, o Gott, warfst mir zur Seite und

machtest mir diese Gerichte bitter, um durch heilsamere und festere Speisen meine Seele zu nähren.“

Vorläufig ward der junge Schüler in die Montanerburse aufgenommen; seine Wohnung hatte er — es war dies adeligen Studenten gestattet — außerhalb derselben, nämlich bei dem Regens der Burse, Herrll von Barduick, einem Freund des Cochläus und entschiedenen Vertreter der Scholastik.<sup>6)</sup> Der Humanist Dietrich Fabritius macht uns keine besonders verlockende Beschreibung von dem wissenschaftlichen Leben, wie er es im Jahre 1522 dort gefunden: die „Barbarei“, die alle edlen Wissenschaften darniederhielt, und der üble Ruf der Anstalt trieben ihn bald wieder fort.<sup>7)</sup> Einen wirklich bestimmenden Einfluß hatte auch zu des Canisius Zeiten der neue Geist des Humanismus nicht. Sein einziger Vertreter war Johann Bromhorst von Nimwegen. Daß dennoch diese spärlichen Einwirkungen an dem jungen Zögling nicht spurlos vorübergegangen sind, davon werden wir uns noch überzeugen.

Indessen das muß anerkannt werden, daß der Züngerling noch unter den verhältnismäßig besten Einflüssen der katholischen Kirche aufwuchs, unter den Einflüssen der Mystik. Er geriet nicht in die verkommene Gesellschaft eines verlotterten Klerus, obwohl er selbst in seinem Testament sich studentischer Ausschweifungen anklagt. Mitten unter der Verwilderung der Geistlichkeit und der Klöster, wie sie in der Reformationszeit allgemein war, steht als anerkanntswerte Ausnahme das Karthäuserkloster zu Köln da. Hatte doch selbst Bullinger, der spätere schweizerische Reformator, den Reiz gefühlt, in diesen Orden einzutreten, „in welchem in ernster Weise das beschauliche Leben dargestellt und das Mönchsideal nach gewissen Seiten hin verwirklicht wurde.“ Namentlich dem trefflichen, bescheidenen und doch entschiedenen Prior Blomevenna verdankte das Kloster seine Zucht und Ordnung, den Geist der Mystik. Ein ausgezeichnete Schüler desselben, auch sein Nachfolger im Amt, war Johann Justus aus Landsberg; ein Mann gleichen Geistes war Gerhard Kalkbrenner aus Hamont.<sup>8)</sup>

Mit diesen Männern, Blomevenna ausgenommen, kam Canisius in sehr häufige, fast tägliche Berührung. Er erfuhr den Einfluß eines Kreises, der durch die strenge Mystik dem Jesuitenorden

geistesverwandt war. Wie denn hernach einem austretenden Jesuiten der Eintritt nur in den Karthäuserorden gestattet war.

Entscheidend aber war für Canisius in dieser Beziehung der Einfluß seines väterlichen Freundes und Lehrers Nikolaus von Esche, welchem sein dankbarer Schüler in seinen Bekenntnissen ein Denkmal treuesten Gedenkens gesetzt hat. Wenn uns dort Canisius erzählt, wie dieser sein Lehrer ihn zur stufenmäßigen Uebung der täglichen Betrachtung angehalten habe, so erkennen wir darin den Verfasser der „Exerzitien der mystischen Theologie“ wieder, welche uns in Nikolaus von Esche einen echten Mystiker mit frommer Empfindung und sittlichem Ernst zeigen, aber auch mit der Geselzlichkeit, durch welche der frommen Erhebung zu Hülfe gekommen werden soll.

Das war die Luft, in der Canisius aufwuchs. Aber es war nicht die stille Beschaulichkeit mönchischer Frömmigkeit allein, die ihn beeinflusste und für seine spätere Lebensstellung vorbildete.

Canisius' Jugendentwicklung fiel in die Zeit der schweren Kölner Wirren, welche aus dem zähen Widerstand hervorgingen, den der Rat, das Domkapitel und die Universität, dieses dreifache Bollwerk katholischer Orthodogie, den besonnenen Reformen des mildgesinnten Erzbischofs Hermann von Wied entgegensetzten. Dieser edle Fürst ist in diesem unheilvollen Kampfe unterlegen. Aber die katholische Partei hatte ihren Sieg nicht ihrer moralischen Kraft, sondern der unglückseligen Zerrissenheit und Kurzsichtigkeit der evangelischen Bekenner zu danken. Im entscheidenden Augenblicke sah sich Hermann verlassen. Im Bunde mit dem Kaiser und dank ihrer schlauen Politik gelang es den Katholischen, den in seiner Weise heldenhaften Erzbischof matt zu setzen.

Aber welche Aufregung, welche Erbitterung, welche eine Spannung hatte sich während dieser jahrelangen Kämpfe der Parteien bemächtigt! Wie fühlte die katholische Partei selbst ihre innere Schwäche, wie war die politische Gewandtheit auch hier ihre gefährlichste Waffe! Köln war durchsetzt von Lutherisch Gesinnten. Sie saßen im Rat, selbst im Domkapitel. Von den verschiedensten Kanzeln wurde die neue Lehre verkündigt. Wie anderwärts war auch hier das Augustinerkloster der Herd des neuen Feuers gewesen. Aber lauter als menschliche Zungen hatten

dem Volke die Scheiterhaufen gepredigt, in denen Clarenbach und Fließtedten (1529) als treue Zeugen ihres evangelischen Glaubens den Tod gefunden hatten. Dem Volke saß solch Erlebnis tief im Herzen. Kam dem Hermann von Wied ein starker protestantischer Freund zu Hilfe, so war Köln eine evangelische Stadt.

Kein Wunder, daß der begabte, mit glühender Phantasie und einem leidenschaftlichen Temperament ausgestattete Jüngling nicht Zuschauer im Streit der Parteien bleiben wollte. Bald genug sehen wir ihn seine ersten Spuren sich verdienen.

Canisius durchlief rasch die üblichen akademischen Grade. 1536 wurde er Baccalaureus, 1538 Licentiat, endlich am 25. Mai 1540 Magister der Philosophie.<sup>9)</sup> Anfangs blieb er dem Willen des Vaters gehorjam und hörte juristische Kollegien, besuchte sogar, um kanonisches Recht zu hören, auf einige Zeit die Universität Löwen, aber sein Herz gehörte „der mystischen Theologie und den geistlichen Studien“, wie seine eigenen Worte lauten. Die Pläne, die sein Vater mit ihm hatte, durchkreuzte der Sohn, als er am 24. Februar 1540, fast an demselben Tage, an welchem sein Freund Surius in den Karthäuserorden eintrat, das Gelübde der Keuschheit ablegte. Nicht ohne Kampf scheint der Sohn seine Absicht, der Theologie allein sich zuzuwenden, durchgesetzt zu haben.

Von entscheidender Bedeutung für Canisius ist es nun geworden, daß — wahrscheinlich 1542 — ein junger Spanier, Namens Alphons Alvarez, auf kurze Zeit in das Montanerkolleg eintrat. Er war zugleich mit einem Landsmann, Johann Aragonius, von Peter Faber nach Köln gesandt worden, nicht, wie katholische Schriftsteller wollen, um gelehrte Studien dort zu machen — Faber wußte gut genug, daß in Köln davon nicht viel zu holen war, — sondern um den Boden zu untersuchen, ob er etwa für den Orden, dem sie angehörten, den Jesuitenorden, fruchtbar wäre. Peter Faber war einer jener Plänkler, die Ignatius von Loyola damals nach Deutschland aussandte. Er war vielleicht nicht der Bedeutendste unter ihnen, sicher aber war kein anderer so tief in den Geist seines Meisters eingetaucht, wie er. Glühende Phantasie und der nüchternste Sinn finden sich bei ihm, ganz wie bei Ignatius selbst, wunderbar vereinigt. 1540 hatte er zum ersten Male deutschen Boden, das Heimatland der



Kezerei, betreten; 1542 kam er nach kurzer Abwesenheit wieder an den Rhein und war diesmal vorwiegend in Speier thätig. Die Wirksamkeit, das Auftreten dieses Jesuiten zog bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Der Geist der alten Bußprediger, die etwa vor hundert Jahren über die Alpen nach Deutschland gekommen waren, schien in den Jesuiten wieder erwacht zu sein. Das war dieselbe glühende Beredtsamkeit, dieselbe auffallende Heiligen- und Reliquienverehrung; wie für jene, war auch für die Jesuiten der freie Himmel das Predigtdach, wie jene, errangen sie ihre Erfolge, indem sie hinarissen, überwältigten, einschüchterten. Kam Faber in eine Stadt, so unterließ er es nicht, in Aufsehen erregender Weise seiner Ehrerbietung vor der heiligen Monstranz, vor den Heiligtümern Ausdruck zu geben. „Durch solchen Anblick konnte der Pater bis zu Thränen gerührt werden.“<sup>10)</sup> Das war auch den in dieser Hinsicht laß gewordenen Katholiken auffällig; das gab ein nachahmenswertes Beispiel. Mit fanatischer Einseitigkeit, die doch der klügsten Berechnung entsprang, sollte der katholischen Welt zunächst wieder einmal das Ideal katholischer Frömmigkeit gezeigt werden. Der alte Weg wissenschaftlich-theoretischer Erörterung den Kezern gegenüber, den Theologen wie Eck, Cochläus, Emser eingeschlagen hatten, wird verlassen. Nicht beweisen will der Jesuit, sondern darstellen, nicht überzeugen, sondern begeistern. Nicht an die Gebildeten, an das Volk wendet er sich. Der Irrtum, als werde der Mensch durch den Glauben allein gerecht, muß vor dem Volk durch eifrigen Heiligendienst und Werkeifer, nicht vor den Gelehrten durch Schriftbeweis, wenigstens nicht in erster Linie, überwunden werden. Während ein altes Theologengeschlecht die Wichtigkeit der katholischen Lehre wissenschaftlich vor einem gelehrten Kreise beweisen und erhärten will, setzt der Jesuitismus dieselbe einfach voraus, wendet sich so an die breite Masse und belebt katholisches Wesen durch eine bis zur Ekstase sich steigende Phantasie. Nicht Theorie, Praxis ist die Lösung des Jüngers der Gesellschaft Jesu. Und das Alles beruht auf der klugen Ueberlegung, daß das Volk jederzeit sichrer hinzureißen als zu überzeugen ist, daß es leichter ist, auf die Sinne und die Phantasie zu wirken als auf die Erkenntnis und die ruhige, ge-

wissenhafte Ueberlegung. Die Macht des Jesuiten beruht im Sinnlichen.

Diese Grundsätze trug Faber nach Deutschland, indem er sie selbst befolgte und indem er sie seinen Ordensgenossen hier einzuprägen suchte. Das waren die Grundsätze, wie sie für die Gewinnung der Masse gelten sollten. Handelte es sich um die Einzelnen, so bot der Jesuitenorden als Universalmittel die geistlichen Exercitien des Ignatius. Faber war nun der vielgesuchte Exercitienmeister hervorragender katholischer Theologen und Würdenträger. Bei ihm machten u. a. auch Cochläus und Gropper die geistlichen Uebungen durch.

So entfaltete Faber eine Aufsehen erregende Thätigkeit auch in Mainz, wohin ihn Kardinal Albrecht berufen hatte. Bei dem regen Verkehr, der gerade damals zwischen Köln und Mainz bestand, war daher Faber schwerlich dem Canisius ein Unbekannter, als Alvarez mit diesem in Köln in Berührung kam. Und Alvarez wußte mit solcher Begeisterung von seinem Lehrer, der ihn für den Orden gewonnen hatte, zu reden, daß Canisius sich entschloß, diesen in Mainz aufzusuchen. Im April 1543 kam er dort an. Faber durfte sich Glück wünschen: einen willigeren Schüler konnte er nicht finden. An geistliche Dressur und Unterwerfung schon durch Nikolaus von Esche gewöhnt, trat Canisius sofort die geistlichen Uebungen unter Fabers Leitung an.

Wenn man sich den ganzen tiefen Unterschied zwischen katholisch-jesuitischer und evangelischer Frömmigkeit klar machen will, so muß man diese Exercitien studieren. Sie sind die Seele des Jesuitenordens. Sie wollen den Menschen zum Bruche mit seinem sündigen Leben und zum Beginn eines neuen hinleiten, freilich nicht durch die tägliche sittliche Arbeit der Buße, sondern durch eine methodische, gewaltjame Dressur, durch lebendige Erregung der Phantasie, die sogar bis zur sinnlichen Wahrnehmung der Höllestrafen sich steigern muß. Nicht ohne Berechtigung sind diese Uebungen wegen ihrer sinnberauschenden Mystik mit den eleusinischen Mysterien, also einer rein heidnischen Erscheinungsform religiösen Lebens, wegen ihres gesetzmäßigen Geistes mit einer Frömmigkeitsfabrik verglichen worden.

Vier Wochen pflegten die Uebungen in Anspruch zu nehmen, und selbst wenn dieselben auf eine Woche zusammengedrängt wurden, waren sie noch ebenso im Stande, einen Menschen von einigermaßen erregbarem Geiste geradezu aus den Angeln zu heben. So war es auch bei Canisius der Fall. Er schrieb von Mainz nach Köln begeistert über Faber: einen gelehrteren Theologen, einen tugendhafteren Menschen habe er nie gefunden, alles sei an ihm Frömmigkeit. Um so wirkungsvoller waren unter dieser Leitung die Exerzitien. Er schreibt: „Was mich betrifft, so kann ich nicht sagen, wie unter jenen geistlichen Uebungen mein Herz und Sinn sich verändert, wie mein Geist von neuen Strahlen der göttlichen Gnade erleuchtet ist und wie ich mich von einer geradezu neuen Kraft ergriffen fühle, so daß die Fülle der göttlichen Gnade auch in meinen Körper überströmte, und ich mich wie neu gestärkt und wie umgewandelt fühle.“<sup>11)</sup>

Die geistlichen Uebungen haben Canisius zum Jesuiten gemacht. An seinem Geburtstage, am 8. Mai 1543, legte er in die Hand Fabers das einfache Gelübde ab, das ihn zunächst als Novize an den Orden Jesu band. Der Orden hatte sein erstes deutsches Mitglied gewonnen, ein Umstand, bedeutungsvoll für ganz Deutschland und seine religiöse Entwicklung.

Als Canisius nach Köln zurückgekehrt war, änderte sich in seinem äußeren Leben nichts. Probehäuser, in denen die Novizen die erste Schulung empfangen, gab es noch nicht. Da in diesen Anfangszeiten die äußere Organisation keine so straffe sein konnte, wie später, so blieb den Novizen trotz der Gehorsamspflicht gegen den Oberen eine gewisse Freiheit der Entschliebung. Sie genoß auch Canisius, und er hat sie nie ganz verloren. Die Proben besondrer Frömmigkeit aber, die von einem Novizen gefordert wurden, legte er nach dem Zeugnis seiner Ordensgenossen allerdings ab; sie heben hervor, daß er damals einen solchen Eifer in allerlei Wohlthätigkeitsübungen, wie Besuche von Kranken und dergl. entwickelt habe, daß ihn Faber zur Mäßigung habe mahnen müssen. Nicht weniger Eifer zeigte Canisius jedenfalls in der Propaganda, die er für seinen Orden, besonders für Peter Faber machte, den er denn auch bald veranlassen konnte, nach Köln selbst zu kommen. Denn die Väter des Karthäuserklosters waren

sehr begierig, den „Mann großer Heiligkeit“ zu sehen, von dem so viel Redens war.<sup>12)</sup> Mitte Juli 1543 kam Faber nach Köln, mit Freuden von seinen Ordensgenossen, nicht weniger froh von den Karthäusern empfangen, die bei ihm die geistlichen Uebungen durchmachten und mit Hingebung seinen Predigten lauschten.<sup>13)</sup> So wurden die Karthäuser dauernd die guten Freunde der Jesuiten und haben ihnen zuerst in Köln Halt und Unterkunft gegeben. Auf Befehl des Ordensgenerals mußte Faber, der sich unter dem Vorwand kirchenpolitischer Geschäfte in Köln aufhielt, Ende September mit seinen zwei spanischen Brüdern die Stadt verlassen, um nach Lissabon zu gehen. Es mochte ihm nur willkommen sein, als er in Antwerpen sich nicht einschiffen konnte. Er begab sich nach Löwen, wo ihm trotz Krankheit noch Zeit genug blieb, für den Orden zu wirken. Von Köln aus unterstützte ihn Canisius darin, indem er seine Freunde brieflich für Faber zu interessieren suchte. Umsonst klopfte er bei seinem alten Lehrer Nikolaus von Esche an; besseren Erfolg hatte ein kurzes Briefchen an seinen früheren Mitschüler Cornelius Bishaven in Löwen.<sup>14)</sup> Aber nicht in diesen kleinen Diensten allein sollte Canisius die Treue gegen seinen Orden bewähren; bald hieß es Opfer bringen.

Canisius wurde, wahrscheinlich Ende des Jahres 1543, an das Sterbebett seines Vaters gerufen. Der Vater, der an der langen Abwesenheit des Sohnes schwer getragen haben mochte, war über den Anblick desselben so erfreut, daß ihm ein Schlag sofort das Leben raubte. Canisius blieb, dem Gefühl der Pietät folgend, längere Zeit in Nimmwegen bei den Seinen. Faber aber, der Anfang des Jahres 1544 von Löwen nach Köln gekommen war, rief ihn sofort zurück, besorgt, daß „die Bande des Fleisches“ für Canisius zu mächtig werden könnten. Canisius gehorchte zum Leidwesen der Seinen. Ein Brief seiner Stiefmutter erhebt gegen Faber die bittersten Vorwürfe und beschuldigt ihn unlauterer Absichten auf das Erbeil ihres Stiefsohnes. Denn obwohl Canisius das Gelübde der Armut abgelegt hatte, trat er doch sein Erbe an, er scheint es, und zwar auf Rat des Faber, flüssig gemacht, einen Teil den Armen geschenkt, einen anderen ausdrücklich für die Ordenszwecke bestimmt zu haben. Faber hat in

einem salbungsvollen Brief sich und seinen Orden verteidigt.<sup>15)</sup> Daß er aber mit Freuden das Vermögen des Canisius begrüßt hat, zeigt der Gebrauch, den er sofort von demselben im Dienste des Ordens gemacht hat. Es wurde nämlich alsbald auf der Burgmauer ein Haus gemietet, wo zunächst Faber Wohnung nahm.<sup>16)</sup> Bald hatte er einen kleinen Kreis von etwa zehn Ordensgliedern um sich, und die Gesellschaft Jesu hatte plötzlich in Köln eine eigene Niederlassung.<sup>17)</sup>

Da machte der Rat Schwierigkeiten. Es waren genug Klöster in der Stadt, die sich der Steuer und den städtischen Lasten entzogen, aber durch ihre Bettelei der Einwohnerschaft ihrerseits eine lästige Steuer auferlegten. Darum erging an Peter Faber, das Haupt der kleinen Schar, von Ratswegen die Weisung, den Konvent wieder aufzulösen. „Dieser und seine Genossen erwiderten, daß sie nichts Neues willens seien vorzunehmen, sie hätten nur die Absicht, sich der alten christlich-katholischen Religion gemäß zu verhalten, und alles, was sie thäten, geschehe mit besonderer Bewilligung der päpstlichen Heiligkeit, weshalb sie bäten, sie in ihrem christlichen Vornehmen nicht zu hindern.“ Umsonst. Dieselbe ablehnende Antwort lief ein, zu Händen des Canisius, denn Faber hatte mittlerweile (am 12. Juli) Köln wieder verlassen; ja es war die Drohung beigefügt, daß die Jesuiten, „im Falle sie sich ungehorsamlich erzeigen sollten,“ aus der Stadt würden verwiesen werden. In ihrer Verlegenheit riefen die Bedrängten den Schutz der Universität an, deren Glieder sie waren. Eine Ausweisung konnte der Rektor unmöglich zulassen. Doch war auch der Universität die neue Korporation mit ihren weitgehenden Privilegien durchaus nicht sympathisch. Darum verhinderte es der Senat nicht, daß der Rat wirklich zur Auflösung der neuen Vereinigung schritt. Das gemietete Haus stand alsbald verlassen. Man suchte bei dem Kanonikus Herll und bei den Karthäusern Unterkunft. Köln selbst aufzugeben, schien dies kein Anlaß.

Und doch erwachte in der kleinen Schar und am lebhaftesten in Canisius der Wunsch, Köln zu verlassen. Was verleidete ihm den Aufenthalt dort? Es waren das nicht in erster Linie die mißlichen Verhältnisse, mit denen der Orden zu kämpfen hatte. Vielmehr trug Canisius schwer an den wissenschaftlichen

Verhältnissen der Universität.<sup>18)</sup> Und dies verdient ganz besonders ins Auge gefaßt zu werden. An diesem Punkte zeigte es sich, daß Canisius noch nicht von echt jesuitischem Geiste durchdrungen war. Dieser forderte, daß im Augenblick allein das Ordensinteresse den Ausschlag geben sollte; Canisius aber dachte vor allem an seine wissenschaftliche Ausbildung. Darin zeigt sich auch, daß ihm der Jesuit Faber mit seiner phantastisch-praktischen, volkstümlichen Art nicht alleiniges Ideal war, sondern daß ihm daneben Männer wie Gropper und Billick oder Cochläus und Friedrich Naujea um ihrer theologischen Wissenschaft willen höchst nachahmenswerte Vorbilder waren. Und Canisius hat sich Zeit seines Lebens innerlich nicht ganz von ihnen lösen können. Wenn er sich nun in Köln in seinem wissenschaftlichen Leben durchaus nicht gefördert sah, so kann uns das freilich nicht Wunder nehmen. Die theologische Fakultät lag gänzlich darnieder. 1542 las kein einziger Professor, 1544 las nur ein Magister. Im Jahre 1546 klagten die Professoren: „Es ist leider am Tage, daß die studia an dieser löblichen Universität durch Mangel und Gebrauch guter Professoren schier verfallen sind, besonders in facultate theologica, da es doch in diesen geschwinden und gefährlichen Zeiten am meisten von Nöten wäre, daß in dieser Fakultät fort und fort die heilige Schrift durch bequeme und geschickte professores gelehrt und gelesen werde.“<sup>19)</sup>

Da schien nun die passendste Gelegenheit, für Canisius gekommen, mit seinem Wunsche offen hervorzutreten. In dem Briefe, in welchem er Faber Nachricht über die ihnen zugesügten Drangsale gab, mochte er dem Gedanken, der ihn bewegte, beiseiten Ausdruck gegeben haben. Die Antwort, die an die ganze kleine Schar gerichtet war, schnitt aber unsrem Jesuiten jede Aussicht auf Erfüllung seines Wunsches ab. „In dem Bäckchen,“ so lautete es unter anderm, „das ihr mir gesandt habt, befand sich auch der Brief, den Petrus, ehedem unser Petrus, jetzt aber nicht einmal sich selbst gehörig, an mich geschrieben hat.“ Deutlich genug ist aus diesen Worten die Mißbilligung Fabers herauszuhören, aber erst gegen Ende des Briefes, der sich mit der Lage der Kölner Jesuiten beschäftigt, geht Faber auf den Gedanken, Köln zu verlassen, näher ein: „Ich habe schon längst

eure Studien dem Heile vieler Seelen nachgesetzt, da ich wußte, daß jeder von euch weit bessere Fortschritte auf andern Universitäten, als in Köln machen könnte. Aber so stark war meine Liebe zu Köln, daß ich euch Gefahren aussetzte und euch dort lieber ungelehrt als sonst wo sehr gelehrt sehen wollte. Don Alvarez kennt diese meine „allzu große Liebe“, und zwar wie er selbst manchmal zu glauben scheint, zu seinem großen Nachteil. Aber wie gesagt, meine Meinung steht fest: Lieber will ich von einem jeden von euch hören — und ich rede besonders von Magister Petrus und Don Alvarez — daß er gestorben sei und mit Magister Lambert begraben, als von eurem Wohlbefinden anderswo.“ Als auch selbst Ignatius der Meinung Fabers war, was blieb Canisius übrig, als sich zu fügen? <sup>20)</sup>

Aber auch von einer anderen Seite noch war das Bleiben des Jesuiten gewünscht und betrieben worden und zwar von der theologischen Fakultät. Es hatte nicht an Gelegenheiten gefehlt, bei denen sich Canisius als ein gewandter und gelehrter Kopf bewiesen hatte. Bei Disputationen war er hervorgetreten, und auch sonst stand er in regem persönlichen Verkehr mit den Mitgliedern der theologischen Fakultät. So wünschte man lebhaft seine Habilitation. Zwar hatte Canisius noch nicht das gesetzmäßige Alter, aber das sollte kein Hindernis sein. Er befand sich in einer üblen Lage. Er sehnte sich fort und wurde von allen Seiten gehalten. Dem Drängen der theologischen Fakultät gegenüber berief er sich auf sein Ordensgelübde unbedingten Gehorsams. Da gerade der Jesuit Bobadilla in Köln war — er hatte den Nuntius Beralli nach Deutschland begleitet, — so wandte sich die Fakultät an diesen mit der Bitte um Vermittlung. Der Brief ist des Lobes über Canisius voll, „der mehr als einmal seine Frömmigkeit und Gelehrsamkeit vor den Professoren erprobt habe, der Gott zur Ehre, der Universität zum Ruhme und sich selber und anderen zum Heile gereichen werde. Daher ersuchen wir Eure Paternität,“ so schließt das Schreiben, „gütigst die Wünsche und die Bitten dieser theologischen Fakultät zu unterstützen und dafür zu sorgen, daß der uns so zusagende junge Mann hier bleibe, auch ihn zur Erwerbung der theologischen Grade zu ermahnen.“ <sup>21)</sup> Bobadilla trug kein Bedenken, den jungen Ordens-

bruder zu dem angetragenen Schritt zu bestimmen. Auch Faber ist nach seinem Briefe vom 9. Juli 1545 nicht dagegen gewesen, aber seiner Mißstimmung gegen die Fakultät giebt er offenen Ausdruck. Ehe dieser Brief ankam, ja ehe er geschrieben war, hatte sich die schwebende Frage entschieden. Schon am 26. Juni erhielt Canisius trotz seines jugendlichen Alters von vierundzwanzig Jahren das Baccalaureat der Theologie und damit das Recht, Vorlesungen über die heilige Schrift zu halten. Er begann dieselben am 8. Juli im Montanerkolleg, und zwar mit der Erklärung des Evangeliums Matthäi; später las er über den zweiten Brief an Timotheus.<sup>22)</sup>

Neben seiner akademischen Lehrthätigkeit pflegte Canisius mit großem Eifer und sichtlichem Erfolg die Predigt. Er besaß, nach mannigfachen Zeugnissen zu urteilen, in besonderem Maße die Gabe des Wortes; dazu kam das eigentümlich Glühende, Phantastische, welches die jesuitisch-asketische Schulung ihm verlieh. So ist Canisius bis an sein Ende ein gefeierter Prediger gewesen und neben dem Katheder war die Kanzel so recht sein Platz. Er pflegte in Köln in der Kirche St. Maria in cap. zu predigen vor einem zahlreichen, ausgewählten Publikum. „Seinen eindringlichen, von einer feurigen, heiligen Begeisterung getragenen Reden war es zu verdanken, daß in einem großen Teil der vornehmen Jugend die Anhänglichkeit an den katholischen Glauben gefestigt und die Lust, in die rasch aufblühende Gesellschaft Jesu einzutreten, geweckt wurde.“<sup>23)</sup>

Sein lebendiges wissenschaftliches Interesse hat er bald auch durch literarische Thätigkeit bewiesen. Er war der Herausgeber der Werke Cyrills von Alexandrien († 444), des leidenschaftlichen, politisch gewandten Verteidigers der Rechtgläubigkeit, und der Werke Leo des Großen († 461), des glänzenden Vertreters katholischen Wesens vor der Welt. Es ist charakteristisch und ein Zeichen, mit welchen Idealen sich Canisius trug und welche Anschauungen er verbreitet sehen wollte, daß er gerade dieser Männer Gedächtnis erneuerte.

Im April 1546 erschienen in zwei Bänden die Werke Cyrills, ins Latein überjzt. Der erste Band ist dem neuen Erzbischof



von Mainz Sebastian, Reichskanzler und Kurfürst, gewidmet. Die Vorrede läßt uns zum ersten Male eine selbständige Aeußerung des Canisius über die Zeitverhältnisse vernehmen. Ihre Besserung erwartet er von den Bischöfen. „Sie sind doch die Schutzherrn der christlichen Kirche, sie sind die Wächter des allgemeinen Wohles, die Stützen des sinkenden Staates und als Nachfolger der Apostel die Beschützer des christlichen Namens. Darum giebt es für sie kein würdigeres Lob, nichts ist so ihre eigentliche Pflicht, als die christliche Welt durch religiöse Einigung zu verbinden, die leidenschaftliche Zwietracht zu unterdrücken, die schändlichen Verbindungen der Ketzer untereinander zu zersprengen, die kirchliche Zucht einzuführen und zu heben, endlich alle widerstrebenden Willensrichtungen und die verschiedenen Einrichtungen möglichst in einem reinen Glauben zu einigen. Fürwahr, hätten wir nur solche Bischöfe wie die frühere Zeit einen Athanasius, Ambrosius und Cyrill hatte, wir könnten bald die frohe und sichere Hoffnung schöpfen, daß der deutsche Staat, bisher von so vielen Stürmen und Wogen hin und her getrieben, unter neuen Verhältnissen so sicher und geborgen wie im Hafen sein würde. Es wird das Volk, glaubt mir, auf die Stimme eines wahren Hirten hören und nicht nur hören, sondern leicht dem folgen, der auf der Bahn Christi vorangeht.“

Auf diese Worte müssen wir den Finger legen. Sie enthalten nicht allein das Reformprogramm, dem fast die ganze Kraft dieses Jesuiten Zeit seines Lebens gehört hat, sie deuten zugleich an, wie Canisius, ganz im Unterschied von den späteren den Orden erfüllenden Gedanken, Episkopalist, d. h. Vertreter der bischöflichen Selbständigkeit gegenüber der Allgewalt des Papsttums, gewesen ist. Er hat nicht allein die Bischöfe zum Kampf aufgerufen, er hat sie auch nach Kräften unterstützt und gegen fremde Eingriffe verteidigt. Während es sonst von den Jesuiten gelten muß, daß sie wohl die Gunst der Bischöfe auszunutzen suchten, aber in ihrer Gesinnung doch Kurialisten, Anhänger der unbedingten Papstgewalt, waren, so gilt dies nicht von Canisius. Man wird seine ganze Wirksamkeit nicht verstehen, wenn man dies nicht im Auge behält.

Gegen das eben Ausgesprochene kann man auch nicht ins

Feld führen, daß Canisius doch die Werke Leos des Großen, des ersten Papstes, herausgegeben habe. Die Vorrede eignet das Werk wiederum einem Bischof, dem Weihbischof Köpel zu, und der beigegebene Lebensabriß Leos feierte diesen nicht als Papst, sondern als Persönlichkeit. Canisius preist Leos ungewöhnliche Rednergabe, das Gewicht seiner ganzen Erscheinung, dessen Geheimnis in seiner Heiligkeit ruht. Er rühmt es auch wiederholt, daß Leo nur mit geistlichen Waffen gestritten habe, mit seinem Wort, mit Gebet und heiligem Leben. Nicht weil er Papst, mächtiger, einflußreicher Kirchenfürst ist, feiert ihn unser Jesuit, sondern weil er einesteils seine eigenen katholisch asketischen Lebensideale in ihm verwirklicht, andernteils ihn allen kirchenfeindlichen Mächten gegenüber siegreich sieht.

Nun ist aber die Herausgabe dieser beiden Werke noch nach einer anderen Seite hin von Bedeutung. Wir haben schon oben darauf hingewiesen, daß sich bei Canisius humanistischer Einfluß zeige. Er tritt eben hier deutlich zu Tage. Zwar hat der junge Dozent in der Vorrede zum zweiten Band des Cyrill sich an die studierende Jugend mit ernster Warnung vor dem verderblichen Humanismus gewendet, aber er selbst hat sich der mächtigen Zeitströmung nicht durchaus entziehen können. Schon das war ein humanistischer Gedanke, die Vergangenheit zur Gegenwart reden zu lassen. Aber es bedurfte auch humanistischer Bildung, um bei einer solchen Herausgabe einen leidlich brauchbaren Text und einige Vollständigkeit herzustellen. Canisius schreibt darüber ausführlich an Bischof Nausea von Wien, der ja für die Schwierigkeiten gelehrter Arbeit ein Verständnis hatte.

Aber Canisius ist nicht nur von der Form des Humanismus berührt gewesen, sondern auch vom Geiste desselben. Wenn er es sowohl bei Leo als bei Cyrill wiederholt betont, daß sie nicht äußerer Gewalt, nicht Waffen und nicht Militärmacht ihren Erfolg verdankt haben, sondern der geistlichen Macht ihrer Persönlichkeit oder dem Schwert des Geistes, dem Wort Gottes, wenn er ferner dem Wiener Bischof gegenüber die Bedeutung Leos in die Worte zusammenfaßt, daß er an Kraft der Gedanken, an Reinheit der Sprache und an Frömmigkeit des Herzens keinem alten Theologen nachstehe, so klingt aus dem allen

der Geist einer neuen Weltanschauung, des Humanismus, uns entgegen. Und auch dies ist ein Punkt, wo Canisius, wenigstens in seiner Jugend, von seinem Orden abweicht. Die Jesuiten haben ja das Erbe des Humanismus mit vollem Bewußtsein angetreten, aber es war nur die Form, die sie sich aneigneten, die Eleganz der Sprache, die Methode; der Geist widersprach ihnen so gründlich wie möglich. Nun ist auch Canisius nicht dieser idealen Anschauung treu geblieben; er hat, wie wir sehen werden, den Wert äußerer Gewalt für die kirchliche Reaktion sehr gut schätzen gelernt, aber es ist doch beachtenswert, daß er eines solchen Idealismus überhaupt einmal fähig war, wie schwach dessen Nachwirkungen auch gewesen sein mögen. Die formale humanistische Bildung hat er treulich bewahrt und sie mit in den Orden hinüberleiten helfen.

Wenn wir von humanistischen Tendenzen bei Canisius reden, so können wir seinen brieflichen Verkehr nicht mit Stillschweigen übergehen, den er, ganz nach Humanistenart, mit hervorragenden Männern angeknüpft hatte. So hatte er sich dem Cardinal Otto von Augsburg, seinem späteren Freunde, brieflich genähert, ebenso stand er mit Cochläus und anderen im Verkehr, und, wie wir schon gehört haben, auch mit dem Bischof Mausea von Wien. Es scheint, daß Bobadilla den Canisius veranlaßt hat, brieflich sich demselben vorzustellen. Wie er es thut, ist ganz nach der Sitte der Humanisten. War doch auch Mausea ein humanistisch gerichteter Katholik, in vielen Stücken der neuen Zeit Rechnung tragend, ein Freund z. B. der Priesterehe und des Laienkelches. Für den eifrigen Bobadilla kein Hindernis, seinen jüngeren Ordensgenossen mit dem freier Denkenden in Beziehung zu bringen. Er setzte auf den jungen Jesuiten große Hoffnung.<sup>24)</sup> Canisius sollte den Wiener Bischof über die Kölner kirchlichen Kämpfe auf dem Laufenden erhalten. Gleich in seinem ersten Brief vom 18. Mai 1545 kommt der junge Jesuit seinem Auftrage nach. Nachdem er mit kurzen Worten die Bedrängnis des katholischen Glaubens in Köln geschildert, fährt er fort: „Der Eifer der Geistlichkeit ist über alles Lob erhaben. Welche Mittel und Wege giebt es, die sie nicht eingeschlagen hat, um die schon Verführten wieder zu bekehren? Ich schweige von den vielen Bemühungen und dem gar nicht ab-

zuschätzenden Kostenaufwand. Die Meisten verzweifelten schon daran, den Glauben hier zu erhalten, so wüteten sie, von allen Seiten losgelassene Wölfe; du kennst sie. Da aber der Kaiser alle Frommen hier hat ermutigen wollen und alles, was anbei liegt, genehmigt hat, so sind wir jetzt wieder voll der besten Hoffnung, daß die versteckte Gottlosigkeit und die so unverschämte Frechheit gewisser Leute endlich lahm gelegt und die Frömmigkeit erhalten werde. Der ehrwürdigste Doktor Johann Gropper, mit dem ich in freundschaftlichem Verkehr stehe, wird binnen kurzem seine Antwort an Buzer herausgeben. Der Provinzial der Karmeliter (Billik), der in den letzten Wochen durch sein Werk wider Melanchthon, Buzer und Oldendorp die größten Erwartungen von sich erweckt hat, bereitet eben den zweiten Teil seiner Entgegnung vor. Ich, da ich über das Evangelium Matthäus lese und Diakonus, freilich was für einer, bin, lebe nur meinem Lehramt.“ In einem zweiten Briefe (vom 20. Juni 1546), dessen Eingang wieder ganz und gar in dem Brieffstil der humanistisch Gebildeten abgefaßt ist, läßt er sich über die politische Lage also aus: „Hier wäre nun wohl der passende Ort, ein Wort über unseren Erzbischof hinzuzufügen, wenn es nicht rätlicher wäre, von dem hartnäckigen Alten überhaupt zu schweigen, als sich über ihn in gehässigen Worten zu ergehen. So kann die Kezerei eben auch sonst verständige Alte mit einem Schlage von Verstand und zur gänzlichen Verachtung des Glaubens bringen. Doktor Gropper ist fast der einzige, auf dessen starken Schultern die ganze Sache des Glaubens ruht und der mich in seine Pläne vertrauensvoll einweicht, so daß ich ihn wie einen Vater lieben, als meinen Meister verehren und ihm als meinem Schutzherrn stets danken muß. Er läßt sich Euch übrigens bestens empfehlen.“

Diese Briefe kommen aber auch als Zeugnisse für die lebendige Teilnahme in Betracht, die Canisius an den Kölner Wirren nahm. Der ganze Haß einer jungen Seele ist in sie hineingeschrieben. Kein Wunder, daß Canisius vor Haß flammte. War doch Johannes Gropper, die Seele der Opposition gegen Hermann und seine Reform, der nächste Freund des jungen Jesuiten.<sup>25)</sup> Gropper ließ ihn hineinschauen in das diplomatische Spiel, mit dem Hermann matt gesetzt werden sollte. Welch eine Vorschule für

den Jesuiten, der in seinem späteren Leben tief in politische Händel geführt wurde und darin kein schlechtes Talent entwickelte! Auf Groppers Betrieb, der, einst nicht ohne evangelische Gesinnung, nun die Seele der katholischen Partei geworden war, benutzte man Canisius zu verschiedenen Sendungen.

Den Kölnern war gegen Ende des Jahres 1546 das Geld für ihre Agitation ausgegangen. Da sandten sie Canisius nach Lüttich zum Bischof Georg. Der Erfolg seiner Reise waren zweihundert brabantische Gulden. Doch mag man sich schwer zu dieser Unterstützung entschlossen haben, denn mehrere Wochen muß Canisius in Lüttich geblieben sein. Als er heimkehrte, wartete seiner ein neuer Auftrag. Die Lage war diese: Hermann war längst vom Papst exkommuniziert; Adolf von Schaumburg hatte soeben als Erzbischof von Köln in die Hand des Lütticher Bischofs — er war also gleichzeitig mit Canisius in Lüttich — den Eid der Treue gegen den päpstlichen Stuhl abgelegt, aber der Kaiser zauderte, mit voller Entschiedenheit vorzugehen. Den Kölnern schwand die Geduld. Sie schickten Canisius zum Kaiser. Zwar hatte dieser am 21. Dezember an die Kölner Stände ein Mandat erlassen, sich am kommenden 24. Januar in Köln zu einem Landtag einzufinden, bei welchem Adolf als Erzbischof proklamiert werden sollte, aber als die kaiserlichen Gesandten in Köln eintrafen, war Canisius schon am Lager des Kaisers. Er konnte an Gropper die tröstlichste Nachricht geben. Die kaiserlichen Räte, mit denen er zunächst in Unterhandlung trat, versicherten ihm, daß die Geistlichkeit Kölns des Kaisers volle Gunst besäße. Man solle nur getrost auf dem betretenen Wege weiter gehen. Was Canisius in Ulm im kaiserlichen Lager festhielt, war, daß er auf eine Antwort des Kaisers auf einen Brief des neuen Erzbischofs warten mußte. Der Kaiser könne nicht antworten, bevor nicht Nachricht über den Verlauf des Kölner Tages da sei; eher könne auch nicht an weitere Schritte im Interesse der Kölner Geistlichkeit beim Kaiser gedacht werden. So wartete denn Canisius mit einiger Ungeduld in Ulm. Er ist überhaupt fürs Erste nicht wieder nach Köln zurückgekehrt.

In Ulm trat er in nähere Beziehungen zu Kardinal Otto von Augsburg, der der eifrigste Bischof der Gegenreformation,

unter allen Bischöfen der treueste Freund unseres Jesuiten und seines Ordens wurde. Canisius rühmt mit beredten Worten die Liebenswürdigkeit und Sorglichkeit des Augsburger Bischofs gegen ihn.<sup>26)</sup> Und Otto selbst ist des Lobes über den jungen Kölner voll. Er hat ihn veranlaßt, statt nach Köln, mit ihm nach Trient zum Konzil zu gehen, und damit hat er dem ganzen Leben dieses Jesuiten eine entscheidende Wendung gegeben.<sup>27)</sup> Ohne erst um Genehmigung bei Ignatius nachzusuchen, aus freier Hand entschloß er sich auf den Vorschlag des Bischofs einzugehen, ein deutlicher Beweis, daß Canisius vom Geiste des Ordens noch nicht wirklich durchdrungen war. Denn das Gelübde der Novizen verpflichtet ihn doch zu unbedingtem Gehorsam, wie er denn auch, wenn es ihm genehm war, sich darauf berief.<sup>28)</sup>

Als Canisius in Trient gegen Ende Februar eintraf, fand er noch drei Ordensgenossen vor. Laynez und Salmeron waren als Theologen des Papstes zugegen, Jajus vertrat den Bischof Otto von Augsburg; an seine Seite stellte sich Canisius.

Nicht lange jedoch war er in Trient. Das Konzil wurde bald vom Papste nach Bologna verlegt, während die kaiserliche Partei, zu der auch Otto von Augsburg sich hielt, in Trient blieb. Mit dieser blieben auch Jajus und Canisius, während Laynez und Salmeron als päpstliche Theologen nach Bologna gingen, jedoch berief Ignatius bald auch jene beiden nach der italienischen Stadt, ohne freilich einen Tadel über ihr Bleiben auszusprechen. Ihre Entschuldigung, zwei päpstliche Legaten seien auch noch zurückgeblieben, nahm er ohne Entgegnung hin. Er hatte seine guten Gründe dazu. Scheinbar stand er so über den Parteien; weder mit dem Kaiser noch dem Papst hatte er es verdorben.

Von der Thätigkeit und dem Einfluß, den Canisius beim Konzil entfaltete, ist wenig zu sagen. Er schloß sich natürlich seinen Ordensbrüdern, ihrer Lebensweise und ihrer Taktik an, für die Ignatius genaue Vorschriften gegeben hatte. Der stille Einfluß der Jesuiten machte sich am Konzil bald geltend. Die päpstlichen Legaten übertrugen ihnen, die Irrtümer der Ketzer bezüglich der Sakramente zusammenzustellen und die dogmatischen Vorlagen vorzubereiten. Willig nahmen die Jesuiten das un-

danfbare und mübfame Gefchäft auf fih. Hierbei wird namentlich Canifius feine Kenntniß proteftantifcher Litteratur zur Geltung gebracht haben. Hilfreich ging er in jeder Weiße den Genoffen an die Hand. In Bologna hat er in einer vorberatenden Konferenz auch einmal zu einem felbftändigen Vortrag das Wort erhalten.<sup>29)</sup>

Wichtig und bedeutungsvoll war aber für Canifius diefer Aufenthalt felbft. Er ward gefchulter in der jeſuitiſch-diplomatiſchen Kunft, es ward ihm reichlich Gelegenheit geboten, Bekannſchaften zu machen und ſich in dem Gefchäftsbetrieb einer großen Verſammlung zu orientieren.

Als das Konzil in Bologna zu keinem Leben kommen wollte, rief Ignatius die Seinen ab. Canifius ſollte zu ihm nach Rom kommen. Ueber Florenz, wo er Laynez noch unterſtützte, ging er dahin.

Hier erſt ward Canifius zum Jeſuiten. Der Ordensgeneral nahm den Ankömmling in die ſchärffte Zucht. Er unterwarf ihn allen Proben, die einer durchzumachen hat, der in den Orden erſt eintreten will. Jeſuitiſche Schriftſteller behaupten, ſo ſei Ignatius mit jedem ſeiner Schüler verfahren, der zum erſten Male Rom betrat. Aber wenn man ſich die noch ungebrochene Art des jungen Deutſchen vergegenwärtigt, ſo wird Ignatius ſeinen guten Grund gehabt haben, warum er nicht allein Canifius nach Rom rief, ſondern auch, warum er ſo mit ihm verfuhr. Fünf Monate blieb der junge Jeſuit in dieſer „Tugendſchule.“ Dann ſandte ihn Ignatius nach Meſſina an ein neu zu gründendes Kolleg. Dieſe römische Zeit hat ihm den Stempel des Jeſuiten gegeben. Hier hat er gelernt, ſein berechtigtes natürliches Empfinden zu töten, hier, die Einflüſſe eines humaniſtiſch gefärbten Katholizismus zu verurteilen und auszulöſchen, ſo weit es möglich war. Selbſt ſeine Briefe nehmen einen anderen Charakter an. Der freiere Ton wird verdrängt durch die fromme Phraſe, die in Gelehrtenkreiſen übliche Höflichkeit durch die jeſuitiſch-aſketiſche Devotion, die Natürlichkeit durch das Geſchraubte, politiſch Erwogene und ungeſund Gemachte. Und daß er auf ſeine biſherige Art zu empfinden und zu ſtreben wie mit Reue zurücblickt, oder, wenn dieß zuviel geſagt iſt, daß er von ſeiner Gegen-

wart aus auf die Vergangenheit wie von einer Höhe auf unter ihm Liegendes und Unzulängliches herabblickt, das geht aus einem Briefe hervor, den er von Messina aus an diejenigen seiner Kölner Ordensbrüder schrieb, die sich nach ihm in Rom eingefunden hatten. Nicht allein, daß er meint, mit gutem Grund könne man in Rom das unglückliche Deutschland vergessen, nicht allein, daß er durch den Umgang mit diesen „wahrhaftigen Vätern in Christo von so reicher Erfahrung“ sich geförderter fühlt, als selbst durch „das Studium der humanen Wissenschaften,“ er preist nun vor allem den Gehorsam und die ganze jesuitische Zucht: „In dieser Schule lernt man reichliche Uebung in der reichen Armut, man lernt die wahre Freiheit des Gehorsams und man erwirbt zudem die ruhmvolle Demut, und die edelste Liebe zu Jesu dem Gekreuzigten wird fest gepflanzt.“<sup>30)</sup> Und seinem General gegenüber hat Canisius bekannt, daß er mit Seele und Leib, mit Verstand und Willen sich gänzlich ihm unterwerfe.<sup>31)</sup>

In Messina war er ein Jahr lang als Lehrer der Rhetorik thätig. Wie fremd mochte sich der junge Deutsche in dieser Umgebung fühlen! Er war wohl dankbar, als er wenigstens wieder nach Rom zurückgerufen wurde. Dort legte er am 4. oder 7. September das feierliche Gelübde als Profeß ab.<sup>32)</sup> Jetzt erst war er fest an den Orden gebunden. Seine Wirksamkeit konnte, das sah Ignatius wohl deutlich ein, nirgends erfolgreicher sein, als in Deutschland, und dahin wurde der junge Jesuit alsbald gesandt. Als ein anderer wie er gekommen, verließ er Italien. Was er an jesuitischem Geiste in sich trug, hatte er hier in sich aufgenommen.



## Zweites Kapitel

### Ordenspropaganda in Baiern, Oesterreich und Böhmen

1549—1556

Seit längerer Zeit schon hatte Ignatius seine Schüler, Pflänklern gleich, über die Alpen gesandt. Bobadilla, Sajus, Faber waren in Begleitung päpstlicher Gesandten nach Deutschland gekommen, nicht ohne sich durch ihren, wenn auch kurzen Aufenthalt Ansehen und Einfluß bei Fürsten und Bischöfen, beim Volk und an den Hochschulen zu erwerben. Eine feste Niederlassung hatten sie trotzdem noch nicht gefunden. Baiern sollte den zweifelhaften Ruhm sich erwerben, der Gesellschaft Jesu zuerst auf deutschem Boden einen festen Stützpunkt zu bieten. Herzog Wilhelm IV., von je ein eifriger Anhänger des katholischen Glaubens, erbat sich im Frühjahr 1548 für seine Ingolstädter Universität zwei Jesuiten. Unter ihnen sollte auch Sajus sein, der bereits 1544 vorübergehend in Ingolstadt theologische Vorlesungen gehalten hatte. Der Papst brachte den Wunsch des Herzogs durch den Kardinal Alexander Farnese an Ignatius, der sich zur Absendung von zwei seiner Schüler bereit finden ließ.<sup>1)</sup> Sajus jedoch sollte nur auf kurze Zeit diese begleiten. Eine feste Abmachung über die Gründung eines Jesuitenkollegs in Ingolstadt wurde zwischen Ignatius und Herzog Wilhelm nicht getroffen, kaum daß letzterer ein irgend festes Versprechen in dieser Beziehung gegeben hat.<sup>2)</sup> Daß aber Ignatius mit keinem anderen Gedanken seine Zöglinge entließ, ist nicht zu bezweifeln. Doch sollten sich seiner Verwirklichung ernste Hindernisse genug in den Weg stellen.

Die Männer, denen Ignatius die schwere Aufgabe übertrug,

dem Orden in Deutschland eine sichere Stellung zu erobern, waren außer Sajus Salmeron und Canisius. Unser Interesse heftet sich natürlich vor allem an den letztgenannten. Der päpstliche Segen geleitete ihn. Wenn es wahr ist, was jesuitische Schriftsteller den Canisius damals empfinden lassen, so fühlte er sich bereits als den berufenen „Apostel Deutschlands,“ im Bunde mit „Deutschlands Schutzgeist,“ ja Gott ließ ihn Blicke in die Zukunft thun, die ihm Dinge enthüllten, von denen es rätlich ist zu schweigen, „um sich nicht der Gefahr, der Anmaßung verdächtigt zu werden, auszusehen.“

Nachdem Canisius auf den ausdrücklichen Wunsch des Ignatius mit seinen Genossen in Bologna (am 4. Oktober) sich den Doktorgrad erworben hatte, ohne den nun einmal eine akademische Wirksamkeit nicht denkbar war, trafen die Jesuiten am 13. November 1549 in Ingolstadt ein; ein bedeutungsvoller Tag in der Geschichte nicht nur dieser Universität, sondern Deutschlands.

Wie kein anderer aus der Gesellschaft Jesu war Canisius mit den deutschen Verhältnissen vertraut. Das machte ihn für den Orden unentbehrlich. Das führte ihn aber auch in einen schweren inneren Gegensatz gegen den Orden, das hat ihn endlich zu Fall gebracht. Er besaß noch nicht den Kosmopolitismus der dem späteren Geschlecht der Jesuiten eigentümlich ist und ihm eine besondere Beweglichkeit verliehen hat. Er liebte sein Vaterland. Er war nicht nur Jesuit, er war auch Deutscher und er fühlte nur zu oft, daß die Grundzüge seines Ordens in Deutschland undurchführbar waren. Die Nachgiebigkeit, die wir an ihm finden, ist nicht bloß die Elastizität des Jesuiten, sie beruht ebenso auf deutschem Empfinden. Er ruft zur unermüdlchen Arbeit und Hingebung an Deutschland auf: „Italiens und Spaniens müssen wir vergessen,“ schreibt er an Pater Vittoria am 16. November 1557 aus Worms, „und uns Deutschland allein hingeben, nicht auf einige Zeit, sondern für das ganze Leben. Hier müssen wir aus allen Kräften und mit dem größten Eifer arbeiten, und solange wir nicht abberufen werden, müssen wir nichts so sehr begehren, als die Besserung und das fröhliche Gedeihen des deutschen Erntefeldes und guter Arbeiter auf demselben, besonders aus unserem Orden.“ Dabei

hat er über die Deutschen ein möglichst mildes Urteil: „In Deutschland giebt es unendlich Viele, welche im Glauben irren, aber sie irren ohne Eigensinn, ohne Verbissenheit und Verstocktheit; sie irren nach Art der Deutschen, welche von Naturanlage meist ehrlichen Gemütes sind, herb, sehr empfänglich für alles, was sie, geboren und erzogen in der Lutherischen Kezerei, teils in den Schulen, teils in den Kirchen, teils in den Schriften der Irrlehrer gelernt haben.“<sup>3)</sup> Diese Beurteilung des kezerischen Volkes, welche fast einer Entschuldigung gleichkommt, war nicht die unter Jesuiten übliche, denen Kezerei nur aus bewußter Verstocktheit erklärlich war. Den Schaden sieht Canisius vielmehr in der Lässigkeit und Gesinnungslosigkeit der Fürsten und des Klerus. Sein ganzes Reformprogramm für Deutschland geht von dieser Grundanschauung aus: nicht das Volk, die höheren Stände sind die Schuldigen.

Ein Werk des Friedens zu treiben, dazu waren die Jesuiten berufen, Kampf aber brachten sie und der Universität Ingolstadt viel unruhige Zeit.<sup>4)</sup>

Davon ahnte man freilich nichts, als man in Ingolstadt die neuen Ankömmlinge aufs Ehrenvollste begrüßte. Im sogenannten alten Kolleg, dem Universitätsgebäude, fanden sie vorläufige Wohnung.

Die Verhältnisse an der Ingolstädter Universität waren denen zu Köln ganz ähnlich. Zwar hatte sich Ingolstadt nicht so energisch des Humanismus erwehrt, wie Köln, ja der Geschichtsschreiber der baierischen Hochschule spricht sogar mit Recht von einer humanistischen Glanzperiode Ingolstadts,<sup>5)</sup> hatten doch Männer wie Konrad Celtes, Aventin, Urban Rhegius und Reuchlin, wenn auch nur kurze Zeit und zum Teil nicht einmal als festangestellte Professoren dort gewirkt; dennoch war diese humanistische Zeit nicht das Morgenrot einer reformatorischen. In der Bekämpfung der Lutherischen Lehre tritt Ingolstadt seiner Schwester am Rhein nicht nur ebenbürtig zur Seite, es überragt sie hierin bei weitem. Ingolstadt war mit seinem Johann Eck die Hochburg des Scholastizismus in Deutschland. Aber auch dieser Ruhmesglanz erlosch, als Eck 1543 starb. Ein einziger theologischer Professor, Leonhard Marstaller, stand noch an der

Universität, und als dieser 1546 starb, war die theologische Fakultät gänzlich verwaist.

Die Studentenschaft war verwildert und verroht. „Bei Hochzeiten, öffentlichen Festlichkeiten wären,“ so klagt u. a. ein herzoglicher Erlaß vom Jahre 1549, „ungeheure Verbrechen und entsetzliche Schandthaten vorgekommen.“

Unter den akademischen Lehrern sah es nicht viel besser aus. Was die herzogliche „Reformation“ von 1555 z. B. der theologischen Fakultät zu sagen hat, klingt wenig schmeichelhaft. Da wird ihr „ärgerliches, unpriesterliches Leben und Exempel“ vorgeworfen und gedroht, daß ferner nicht „öffentliche Uergernisse und Leichtfertigkeit“ geduldet werden würden.<sup>6)</sup>

Ueber die Universität und das ganze kirchliche Leben von Ingolstadt schüttet Canisius in einem Briefe an den Sekretär seines Ordensgenerals sein Herz aus. Darnach fehlt es ganz und gar an tüchtigen Professoren. Nur wenige sind dem alten Glauben treu und auch diese ohne wahren Eifer für ihren Beruf; sie kümmern sich nicht um ihre Schüler. Die meisten sind anstößig sowohl im Glauben als im Leben und haben sich nur in die Universität eingedrängt, um nach ihrem Kopfe zu lehren. Es fehlt unter ihnen nicht an versteckten und offenbaren Ketzern, die das Gift der Irrlehren bald mehr bald weniger offen unter der arglosen Jugend ausbreiten. Kegerische Schriften sind in aller Händen. Die Scholastiker dagegen sind gänzlich unbekannt. Die Jugend, sich selbst überlassen, ist ebenso lasterhaft als ohne Neigung für die Studien. Kein einziger Student hat eigentlich für die Theologie die nötigen Vorkenntnisse. Unter dem Volke steht es nicht besser. Nichts als der Name des Katholizismus ist noch vorhanden. Die Menge lebt in voller Gleichgültigkeit dahin, ohne Sakramentsgenuß, ohne Kirchenbesuch, ohne Gebet, ohne heilige Uebungen. Vernachlässigt sind die Fasten in der Fastenzeit, kein Fest wird gefeiert, verachtet ist das Ansehen des Klerus und der Kirche. Es sagt genug, daß auf den Glockenruf am Sonntag kaum einer oder zwei zur heiligen Messe in die Kapelle der Jesuiten kommen. Dennoch will Canisius den Mut nicht sinken lassen; es mögen nur die Brüder in der Ferne im Gebet anhalten, damit, wo die Sünde mächtig ist, die Gnade noch mächtiger werde.<sup>7)</sup>

Und im Lande (Baiern umfaßte damals ungefähr das heutige Ober- und Nieder-Baiern und einen Teil der Oberpfalz) stand es nicht anders. Die katholische Geistlichkeit lebte in Unwissenheit und Verwilderung, weite Kreise des Volkes in unverhohlener Hingabe an den reformatorischen Glauben. Die Kirchenvisitationen deckten die ärgsten Schäden auf, ohne viel zu bessern. Das Volk selbst drang auf Abschaffung der Mißbräuche. Es kam vor, daß der Schulmeister ohne oder wider den Willen des Pfarrers während des Gottesdienstes einen Lutherischen Gesang anstimmte, in den das Volk kräftig einfiel; es war nicht selten, daß die Kinder des katholischen Kirchspiels nach Luthers Katechismus unterrichtet wurden, und so gut wie allgemein war das Abendmahl unter beiderlei Gestalt im Gebrauch. Wurde dem stetig anwachsenden Vordringen der evangelischen Lehre nicht ein mächtiger Damm entgegengesetzt, so war die Reformation Baierns bald eine vollzogene Thatsache.<sup>8)</sup>

Diesen offenbaren Schäden und dem Vordringen der von ihm gehakten evangelischen Lehre entgegenzutreten, hielt Herzog Wilhelm IV. für seine heilige Pflicht. Er schreckte selbst vor Gewaltmitteln nicht zurück. Feuer und Schwert rief er zu Hilfe, aber ohne erheblichen Erfolg. In der heimischen katholischen Kirche regte sich auch kein neuer Geist. Da waren die Jesuiten ihm willkommene Helfer; von ihnen versprach er sich wirksame Unterstützung.<sup>9)</sup>

Die Methode, in welcher die Jesuiten zu wirken pflegten, befolgten sie auch in Ingolstadt. Sie traten offen, entschieden und mutig mit ihrer äußerlichen Frömmigkeit hervor. Sie zeigten dem Volk unter ernster Zucht das Ideal katholischer Frömmigkeit, sie ergingen sich in einer ihre Umgebung befremdenden Vielgeschäftigkeit. Ihre ganze Thätigkeit an der Universität trug den Stempel der Propaganda, und deshalb beschränkten sie sich auch nicht auf die akademischen Kreise, sie griffen in das ganze kirchliche Leben der Stadt ein. Es war gänzlich gegen den akademischen Gebrauch, die Vorlesung mit Gebet zu beginnen; die Jesuiten thaten es. Canisius verkehrte mit den Studenten längst nicht nur in seinen Vorlesungen, die er mit der Erklärung des vierten Buches der Sentenzen des

Lombarden begann, er suchte dieselben in kleinen Konventikeln zusammenzuschließen, um sie zu einem regelmäßigen Abendmahlsgenuß und zu den geistlichen Übungen anzuleiten. Auch die eingeschlafenen Disputationen belebte er wieder. Ohne Zweifel höchst geschickte Mittel, um auf die Jugend Einfluß zu gewinnen. Auch in der Stadt bildete er eine Abendmahlsbruderschaft junger Leute gemäß der Instruktion des Ignatius. Ferner entwickelte er eine eifrige Predigtthätigkeit in der Leprosenkapelle auf dem Gottesacker und in der Kreuzkirche vor dem Kreuzthore, ja er verpflanzte die Sitte des Südens, unter freiem Himmel zu predigen, in den kalten Norden. Daß die Stadtgeistlichkeit dagegen Widerspruch erhob, konnte nur erwünscht sein. Das trug die Sache tiefer ins Volk und ließ den Eifer der Jesuiten nur in einem um so helleren Lichte erscheinen. Ein gewisses Martyrium, das wußten die Jesuiten sehr genau, ist jederzeit das wirksamste Mittel der Propaganda. Nehmen wir hinzu, daß die Jesuiten überdies eine vom katholischen Klerus damals ganz vernachlässigte Liebesthätigkeit aufopfernd betrieben, Kranke besuchten und Almosen austeilten, so begreift man, daß das Erscheinen der Schüler des Ignatius die größte Aufmerksamkeit erregen mußte. Dennoch klagt Sajus nach halbjähriger Wirksamkeit gegen Georg Stockhammer, den herzoglichen Rat, daß er und seine Genossen bald nach Eröffnung ihrer Vorlesungen eingesehen hätten, „daß ihre Unternehmungen, wie sie auch sein möchten, wenig oder nichts fruchten, da es an Zuhörern fehle.“ Ohne Zweifel sollte diese Unzufriedenheit die Notwendigkeit einer Kolleggründung immer deutlicher machen.<sup>10)</sup>

Hatte Ignatius mit Herzog Wilhelm auch nicht ausdrücklich die Begründung eines Jesuitenkollegs in Ingolstadt vereinbart, so trug doch Sajus keinen anderen Gedanken als diesen. Zur offenen Besprechung kam diese Angelegenheit zum ersten Mal bei einem Besuch des Kanzlers Leonhard von Eck in Ingolstadt.<sup>11)</sup> Um dem offenbaren Widerwillen gegen das theologische Studium entgegenzutreten, um also, und dazu seien sie, die Jesuiten, doch vor Allem da, dem geistlichen Stande in Baiern neue Kräfte zuzuführen, gebe es kein anderes Mittel, als die Gründung eines Kollegs, worin arme begabte Knaben für den geistlichen Beruf

erzogen würden. So führte Sajus aus. Der Kanzler Eck war für diesen Gedanken ganz gewonnen, nicht weniger Herzog Wilhelm.<sup>12)</sup> Ein eifriger Briefwechsel zwischen München und Ingolstadt führte die Angelegenheit dem Abschluß nahe; es stand nur noch die Genehmigung des Papstes aus, zum Unterhalt des Kollegs einige Klostergüter verwenden zu dürfen. Da starb Herzog Wilhelm plötzlich am 6. März 1550 und elf Tage später folgte ihm sein Kanzler im Tode nach.

Das war ein Schlag für die Jesuiten. Doch suchte Sajus seine engen Beziehungen, die ihn mit dem neuen Kanzler Stockhammer verbanden, für seinen Plan auszunutzen.<sup>13)</sup> Er führte in einem ausführlichen Schreiben die alte Weise für die Vortrefflichkeit eines jesuitischen Kollegs ins Feld. Ein für allemal würde dadurch dem Mangel an tüchtigen Lehrern und fleißigen Schülern an der Universität, dem Mangel an tüchtigen Geistlichen im Lande abgeholfen sein — zur „Ehre Gottes“ und zum Ruhme des Herzogs Albrecht. Wenn Sajus sich veranlaßt sieht, hierbei ausführlich die Grundsätze zu entwickeln, nach welchen der Orden die Ausländer zu behandeln pflege, und betont, wie es doch nur der Universität zur Ehre gereichen könne, wenn fremde Namen an ihr glänzten, so ist das ein deutlicher Beweis dafür, daß der Kosmopolitismus der Gesellschaft Jesu am Münchener Hof Argwohn erregt hatte und die Zurücksetzung der Deutschen gegenüber den Ausländern übel vermerkt wurde.

Herzog Albrecht, fromm in katholischen Formen, aber gegen tiefere religiöse Fragen gleichgültig und daher von einer gewissen Toleranz, ging so eilig nicht auf die Wünsche des Jesuiten in Ingolstadt ein, obwohl eine ausdrückliche Ablehnung auch nicht erfolgte. Aber die Jesuiten waren damit wenig zufrieden. Ignatius drohte mit der Abberufung seiner drei Jünger, einen auch von ihm bedauerten Entschluß des Papstes vorschützend. Doch Albrecht wollte die neuen Lehrer durchaus nicht verlieren; er war nicht, wie man gemeint, im Anfang seiner Regierung den Jesuiten mißgünstig.<sup>14)</sup> Vielmehr bemühte er sich in einem eigenen Schreiben an Papst Julius III. (vom 9. Juli 1550) um die Belassung der Jesuiten, indem er sich zugleich gegen die Verleumdung zu rechtfertigen suchte, als verwende er den vom Papste für die Uni-

versität verwilligten Zehnten zu anderem, als zu dem genannten Zwecke.<sup>15)</sup> Dennoch rief der Ordensgeneral die Jesuiten ab.<sup>16)</sup> Sajus ging über Augsburg<sup>17)</sup> nach Wien, und Salmeron kehrte nach Italien zurück. Zwar traf in Nikolaus Gaudanus und Peter Schorich Ersatz ein, jedoch blieb letzterer nur kurze Zeit; bald wandte auch er sich nach Wien.<sup>18)</sup>

Mit Canisius blieb Gaudanus. Sie hatten den Posten noch zu halten. Und ruhte auch nun die Hauptlast der Arbeit auf des Canisius Schultern, so fand er doch reichen Lohn. Er wurde am 18. Oktober 1550 zum Rektor der Universität gewählt. Das war etwas ganz außerordentliches. Die Statuten verboten die Wahl eines Ordensgeistlichen zum Rektor.<sup>19)</sup> Dennoch fiel die Wahl auf ihn. Er nahm dieselbe nur auf den ausdrücklichen Wunsch des Ignatius an,<sup>20)</sup> der klug genug war, zu erkennen, von welchem Einfluß Canisius an dieser Stelle sein konnte. Dieser benutzte denn auch das halbe Jahr, während dessen er nach akademischem Gebrauch das Rektorat inne hatte, zu einer möglichst umfangreichen Reform der Universität nach jesuitischen Grundsätzen. So wandte er sich an die Eltern besonders ausschweifender Studenten, um sie zu einer schärferen Beaufsichtigung ihrer Söhne zu veranlassen, so ging er mit allem Eifer den protestantischen Schriften und Büchern nach und erwirkte wahrscheinlich vom Herzog ein diesbezügliches Bücherverbot. Dennoch bewies er auch die nötige Vorsicht, um bei Lehrern wie Schülern nicht zu stark anzustoßen.

Noch größere Würden sollten sich auf Canisius häufen. Als er das Rektorat abgegeben hatte, schlug ihn Herzog Albrecht, ein Zeichen seiner jesuitenfreundlichen Gesinnung, dem Kanzler der Universität, Moriz von Hutten, Bischof von Eichstädt, zum Vizekanzler vor.<sup>21)</sup> Mit dieser Stelle war der Genuß einer Eichstädter Dompräbende verbunden. Canisius lehnte den ehrenvollen Antrag ab. Albrecht mußte sich selbst für ihn in Rom verwenden. Er spendete Canisius dabei das Lob, daß er mit höchster Anerkennung und nicht geringem Erfolge wirke, andererseits unterließ er nicht, dem Ignatius nochmals die baldige Errichtung eines Kollegs zu versprechen, ohne freilich einen Grund anzugeben, weshalb das noch immer guter Vorsatz geblieben war.<sup>22)</sup> Auch jetzt setzte Ignatius alle sonstigen Bedenken hinten an und gab



zur Uebernahme jenes Amtes seine Einwilligung, nahm aber die Gelegenheit wahr, dem Herzog die Errichtung eines Kollegs als die einzige Rettung der kirchlichen Verhältnisse Baierns und der akademischen Ingolstadt's hinzustellen.<sup>23)</sup>

Hatten die Jesuiten im Anfang ihrer Ingolstädter Wirksamkeit über Mißerfolg geklagt, so lauten die Nachrichten, die im Sommer 1551 durch die Feder des Canisius nach Rom gehen, ganz anders. „Abgesehen von unserer günstigen Stellung an der Universität,“ schreibt er am 20. Juli, „so ist der Zulauf zu meinen Predigten so groß, daß die Kirche die Menge nicht fassen kann, obgleich ich schon gewechselt und eine andere, weit geräumigere und bequemere Kirche gewählt habe. Dank sei dem ewigen Gott, daß er mir eine so wohlwollende, ausdauernde und fleißige Zuhörerschaft gegeben hat, obwohl die Aussprache zum Teil noch unvollkommen ist.\*) Ich glaube, daß kein Priester hier zu Lande mehr Volk zur Messe hat, und sie sind so andächtig, daß sie gegen alle Gewohnheit bis zum Ende bleiben, wenn ich predige. Und der Herr zeigt und öffnet dazu verschiedene Wege, um mit dem Volke in Verkehr und den Kranken, Gefangenen und Entzweiten durch fromme Werke nahe zu kommen, so daß ein ähnlicher Erfolg bisher unter den Bürgern nicht geerntet worden ist.“ Fast noch überschwänglicher klingt, was er vier Wochen später berichtet: „Während die anderen Lehrer ihre Vorlesungen aussetzten, hat Nikolaus Gaudanus die seinen nie unterbrochen, nicht einmal in den Hundstagen. Die Hörer sind gegen den Anfang ums Doppelte gewachsen. Alle halten ihn in höchsten Ehren und hören ihn mit Erfolg, da er ja nach seiner Art die Ethik des Aristoteles so auslegt, als läse er über einen heiligen Gegenstand. Durch freundschaftlichen Verkehr hat er den deutschen Jünglingen sehr gedient, und es sind ihrer wenige, die nicht an fast allen Festtagen beichten und kommunizieren. So etwas hat man vormals nicht gesehen. Wir haben verschiedene Predigten eingerichtet, wobei sich die Studenten üben, die uns vertrauter sind; und so erreicht man, sie wirksamer in der Frömmigkeit zu fördern. Wir

---

\*) Canisius mußte oberdeutsch sprechen, während ihm der niederdeutsche Dialekt geläufig war.

haben auch einige Privatvorlesungen neu eingeführt, um ihre Zuneigung mehr zu gewinnen und um sie in ihrem guten Anfang immermehr zu befestigen. So wächst uns hier unter den Händen von Tag zu Tag der Erfolg, und das gereicht uns zu nicht geringem Troste und den anderen zur Verwunderung. Es ist hierorts ohne Beispiel, daß jetzt so viele zum Gottesdienste kommen und unsere Arbeit begehren. . . . Außer in den theologischen Vorlesungen, zu denen sich sehr viele einfinden, besonders seit ich das Johannesevangelium zu erklären begonnen habe, predige ich schon seit vier Monaten in deutscher Sprache. Die Güte Gottes hat dies mein Amt gesegnet. Und obwohl die Aussprache sehr schwierig ist, verstehen mich doch alle, und das Volk strömt in Haufen herbei mich zu hören. . . . Möge es Gott gefallen, daß die Frucht größer sei, als der Beifall und die Zahl der Hörer. Auch die Magistratspersonen und die Vornehmen kommen aus freien Stücken.“<sup>24)</sup>

Bald aber sollte Canisius aus dieser Thätigkeit, deren Erfolg er so glänzend schildert, gerissen werden.

Herzog Albrecht entschloß sich nicht zur Gründung eines Kollegs. Wenn er später (1554) sein Zaudern mit den unruhigen Zeitverhältnissen entschuldigt, welche Moritz von Sachsen heraufbeschworen habe, so ist das wohl nicht ernst zu nehmen. Fürs erste war der Herzog von den Erfolgen in Ingolstadt befriedigt und beruhigt. Wozu sofort eine neue Anstalt, die doch nur neue Gelder verschluckte? Warum die Dinge sich nicht allmählich entwickeln lassen? Daß dies die Auffassung des Herzogs war, geht auch aus dem Briefe hervor, in dem ihm Ignatius so ausführlich die Notwendigkeit eines Kollegs zu beweisen sucht. Albrecht blieb unbeweglich. So faßte Ignatius den Entschluß, seine Jünger vorläufig ganz aus Baiern zurückzuziehen. Aber es mußte geschehen, ohne daß Herzog Albrecht verletzt wurde. Ignatius wußte, wie immer, einen klugen Ausweg zu finden.

Wohin mit Canisius? Diese Frage wäre bald entschieden gewesen. Die Bischöfe waren es, die ihn vor allem beehrten. Der von Eichstädt und der von Freisingen hätten ihn gern bei dem Trienter Konzil als ihren Prokurator gehabt. Aus Straßburg kamen Anerbietungen, die sich als Bitten bei dem Papste

fortpflanzen. Besonders aber scheint Julius Pflug von Raumburg in Canisius gedrungen zu sein, nach Sachsen zu kommen. Er schlug eine Unterredung vor, worauf einzugehen der Jesuit nicht übel Lust hatte. Sachsen lockte ihn. „Vielleicht öffnet sich mit Bischof Julius dem Orden die Thür, um in Sachsen, der Quelle und dem Hauptsitz der Keterei, einzudringen und so im Namen Jesu dort festen Fuß zu fassen, wo der Teufel sein Reich aufgeschlagen hat und die Ketzer ihre Zuflucht und Heimat haben.“<sup>25)</sup> Doch Ignatius hatte andere Gedanken. Nicht nach Sachsen, nach Oesterreich hatte er sein Augenmerk gerichtet.

Höchst willkommen war es ihm, als König Ferdinand ausdrücklich die beiden Ingolstädter Jesuiten sich nach Wien erbat: „Wir haben gehört, daß zwei solche hervorragende Theologen deines Ordens und deutscher Nationalität an der Universität Ingolstadt seien, die du aber anders wohin zu versetzen entschlossen seiest.“ Es sei für ihn, Ferdinand, nun freilich mißlich, dem Herzog Albrecht mit dem Antrag zu kommen, ihm die zwei Theologen zu überlassen, wenn aber Ignatius sie wirklich versetzen wolle, so möge er sie ja nach Wien senden. Die königliche Gnade werde ihm das zu danken wissen.

Wie klug hat Ignatius diese Sachlage ausgenutzt! An König Ferdinand schreibt er am 12. Januar 1552, er habe bei aller Bereitwilligkeit, seinem Wunsche zu willfahren, doch nicht gewußt, wie das anfangen; da sei dem Papste der Gedanke gekommen, die beiden Ingolstädter Jesuiten so lange nach Wien zu entlassen, bis die Kolleggründung in Ingolstadt vor sich gehe. Er habe deshalb bereits an jene die Weisung ergehen lassen, sich dem Befehle des Papstes gemäß zu verhalten. An Herzog Albrecht schreibt er dagegen an demselben Tage, er habe dem Papste abgeraten, für immer die Jesuiten aus Ingolstadt abzurufen, vielmehr vorgeschlagen, sie bis zur Kolleggründung in Ingolstadt nach Wien zu entlassen.<sup>26)</sup> Was erreichte Ignatius mit dieser doppelten Darstellung? War Ferdinand ungehalten, daß ihm die beiden Jesuiten nur auf unbestimmte Zeit überlassen werden sollten, so fiel die Schuld ja auf den Papst.<sup>27)</sup> War Albrecht ungehalten, daß man ihm die beiden Jesuiten nahm, so war in seinen Augen natürlich auch nur der Papst schuld, und Ignatius hatte sich noch

als der Anwalt des Herzogs gezeigt. Gleichzeitig aber war dem letzteren noch einmal die Kolleggründung aufs nachdrücklichste in Erinnerung gebracht worden.

Im Frühjahr 1552 verließ Canisius mit seinem Genossen Ingolstadt. Er hatte bis jetzt erreicht, daß die allgemeine Aufmerksamkeit von hoch und niedrig sich auf den neuen Orden lenkte, und daß seine Nützlichkeit erwiesen schien.

Kein deutscher Fürst damaliger Zeit hat den Jesuiten ein größeres Vertrauen entgegengebracht und ihre Dienste lieber in Anspruch genommen, dadurch sie aber auch mehr gefördert, als König Ferdinand. Er war entschieden von ausgeprägter katholischer Gesinnung als Herzog Albrecht. Leichteren Blutes, nachgiebig, gnädig, leutselig und friedliebend, hat er doch lutherische Mädchen ihren Glauben mit dem Tode büßen lassen. Sein Volk gut katholisch zu machen, war wohl immer seines Herzens Wunsch; die Toleranz, die er gegen utraquistische Wünsche, ja gegen das Luthertum an seinem Hofe zeigte, war nicht Lauheit seiner katholischen Gesinnung, sondern zumeist Folge zwingender Zeitverhältnisse. Er war sich wohl bewußt, daß allzu scharf schartig macht. Mit dem päpstlichen Stuhl war das Verhältnis oft ein gespanntes. Fest und entschieden stand er ihm gegenüber auf seinem Sinn und Recht.<sup>25)</sup>

In seinen Landen eine kirchliche Reform zu Gunsten des Katholizismus durchzuführen, war sein ernstester Wille und sein fortgesetztes Streben. „Kraft des königlichen Amtes, von landesfürstlicher Obrigkeit wegen, aus Neigung zu allen Geistlichen und von dem Bestreben geleitet, die Unterthanen bei christlichem Glauben und in der Furcht Gottes zu erhalten,“ ließ er zahlreiche Visitationen der Pfarren und Klöster halten, die denn meist ein trauriges Ergebnis über den Stand der Dinge zu Tage förderten.<sup>26)</sup>

Viele Pfarreien waren unbesetzt, das Volk infolgedessen ohne Taufe, Beichte und Abendmahl. Der Grund davon lag teils in der Nachlässigkeit, teils in der Geldgier der Lehnsherrn. Sie suchten das Einkommen der Stellen selbst einzuziehen oder belasteten dieselben dermaßen mit Abgaben, daß sich keine Bewerber fanden. Der geistliche Stand war in steter Abnahme begriffen.

Man fand Pfarrer, die sich um den Gottesdienst sehr wenig, um so mehr um Haus- und Feldwirtschaft kümmerten. Das Leben der Geistlichkeit bot hier, wie aller Orten, zu dem ärgsten Tadel berechtigten Anlaß.<sup>30)</sup>

Es war nicht Ferdinands Schuld, daß es so im Lande aussah. „Wenn wir uns,“ so weist der König einmal (1549) den Vorwurf zurück, der von geistlicher Seite ihm gemacht worden war, „die [Religion] nicht mehr und höher als die Geistlichen selbst hätten angelegen sein lassen, trügen wir wohl Sorg, daß die ihres Fleißes und Versehung halber längst eine andere ärgere Gestalt genommen haben möge . . . . Deshalb wir uns nicht unbillig mehr Bescheidenheit, Erkenntnis und Dankbarkeit von ihnen (den Geistlichen) versehen, und es will ganz beschwerlich und gleich verdächtig sein, daß die Geistlichen die Canones, welche ihr geistliches Amt, Leben und Wandel betreffen, so gering halten, auf diejenigen Canones aber so hart drängen, die zur Erweiterung ihrer weltlichen Obrigkeit, Gewalt, Genuß und Vorteil reichen.“<sup>31)</sup> Diese letzten Worte deuten auf einen wiederholt hervortretenden scharfen Gegensatz zwischen der geistlichen Gewalt und der königlichen Regierung hin. Bald fühlte sich der König durch „unbefugte Anmutungen“ in seinen Hoheitsrechten empfindlich verletzt, bald konnte er die Reformgedanken der Bischöfe nicht gut heißen im Interesse seiner Unterthanen, „denen damit neue Bürden aufgelegt würden,“ während andererseits Ferdinands Reformpläne bei dem Klerus keine Unterstützung fanden.

Blickt man auf die religiöse Stellung des Volkes, ob katholisch oder evangelisch, so ist für damals eigentlich keine bestimmte Antwort zu geben. Man lebte in einem Zustand religiösen Friedens. Außerlich stand man noch zur katholischen Kirche, im Herzen trug man evangelische Gesinnung. Harmlos und naiv fand sich dieser evangelische Katholizismus auch bei der Geistlichkeit. Ob ein Priester lutherisch oder katholisch sei, war oft schwer zu sagen, und er wußte es selbst kaum. Die alte und die neue Lehre flossen in einander über. Nach außen stand die katholische Kirche noch gefestigt da. Prüft man aber etwa die kurzen Sätze, in die Erzbischof Ernst von Salzburg die Mißbräuche zusammenfaßte und die er zu Mühldorf im Dezember 1553

einer Versammlung von Bischöfen und weltlichen Gesandten vorlegte, so erhält man den Eindruck, daß das Volk durchaus evangelisch gesinnt war. Fanden die Leute ihre Erbauung nicht in der Kirche, so erbauten sie sich daheim in Zusammenkünften an guten Predigtbüchern. Deutsche Gesänge hatten das Land erobert. Das heilige Abendmahl wollte niemand anders als in beiderlei Gestalt. Ohrenbeichte, Heiligenverehrung, Messe, Fasten, Wallfahrten, diese Zeichen katholischer Frömmigkeit, waren in Verfall geraten.

Faßt man diese Halbheit und jene gegenseitige Spannung ins Auge, so begreift man, wie willkommen dem Eifer des Königs die Jesuiten sein mußten. Scheinbar ohne jedes andere als das kirchliche Interesse, durch keine geschichtlichen und persönlichen Beziehungen gehindert, von keinem kleinlichen Standesinteresse eifersüchtig gemacht, waren sie eine gefügige Schar, willig auf alle Gedanken des Königs einzugehen; einem starren Egoismus gegenüber scheinbar selbstlos und rein ideal gerichtet, zögernder Schwerefälligkeit gegenüber rasch und beweglich, gewannen sie leicht das Herz des Königs Ferdinand für sich.

Der erste Jesuit, mit dem Ferdinand in nähere Beziehung getreten war, ist Claudius Sazus gewesen. Die Bekanntschaft hatte der kaiserliche Beichtvater Urban Tector von Laibach beim Reichstag zu Augsburg 1550 vermittelt. Der Eindruck muß ein sehr günstiger gewesen sein, denn noch von Augsburg aus schrieb der König an Ignatius, um ihm seine Absicht kund zu thun, in Wien ein Jesuitenkolleg zu gründen, und bat vorläufig um zwei Jesuiten. Ignatius sandte deren gleich zwölf.<sup>32)</sup> Er wußte, daß sie nicht zurückgewiesen werden würden. Ihre nächste Aufgabe sollte sein, „junge Leute in den heiligen Wissenschaften zu unterrichten und zu lauterem Wandel heranzuziehen“ — übrigens dieselbe Formel, in welcher der Humanismus sein Lebensideal aussprach.

Am 31. Mai 1551 hielten die Jesuiten ihren Einzug in Wien.<sup>33)</sup>

Ihre nächste Wirkungsstätte fanden sie an der Universität.<sup>34)</sup> 1552 erhielten sie ihr eigenes Kolleg und ein Gymnasium.

Am 9. März 1552 war Canisius in Oesterreichs Hauptstadt eingezogen. Er fand den Boden schon bereitet und konnte nach Sazus Tod (6. August 1552) in dessen Thätigkeit an der

Universität einrücken, aber er trat auch alsbald in den Beziehungen zum Hofe und zu den ersten geistlichen Kreisen in dessen Nachfolge ein. Gerade dadurch wird sein Aufenthalt in Wien so bedeutungsvoll, daß er es verstanden hat, sich das Vertrauen des Königs in besonderem Maße zu erwerben und zu erhalten. Der große Einfluß, den unser Jesuit auf die kirchenpolitische Lage Deutschlands gewinnen sollte, leitet sich von dieser engen Beziehung her.

Diese Verbindung mit dem König vor allem, sodann aber auch eine besonders eifrige Seelsorge und praktische Thätigkeit, hinter der sein Wirken an der Universität zurücktritt, giebt seiner ganzen Stellung und Wirksamkeit in Wien das Eigentümliche.

Den glänzendsten Erfolg seelsorgerischer Thätigkeit hatte Canisius unter den Frauen, auch aus den vornehmen Ständen, an denen er nach jesuitischen Berichten sogar Heilungen und Teufels- austreibungen vollzog und damit alle anderen Geistlichen in den Schatten stellte. Das Frauentloster von St. Jakob ernannte ihn zum Beichtvater.<sup>35)</sup> In den Gefängnissen that sich seinem Bekehrungseifer ein neues Feld auf. Die Einzelbekehrung war Zeit seines Lebens geradezu seine Spezialität.<sup>36)</sup> Haben jesuitische Berichte recht, so predigte er in verschiedenen Kirchen, anfangs mit schwachem, schließlich mit außerordentlichem Erfolg.<sup>37)</sup> Ueber die Grenzen Wiens hinaus dehnte er sein Arbeitsgebiet aus, indem er die verwaisten Gemeinden besuchte.

Durch das Vertrauen des Königs wurde Canisius nicht allein zum Hofprediger Seiner Majestät ernannt, der König betrieb auch eifrig die Ernennung seines Jesuiten zum Bischof von Wien. Damit kam Ferdinand freilich in Widerspruch mit einem vom Ordensgeneral streng durchgeführten Grundsatz: kein Glied der Gesellschaft Jesu sollte in ein festes kirchliches Amt eintreten. Der Grund liegt auf der Hand. Dadurch gerieten die Ordensglieder in fremde Abhängigkeit, sei es von der Kurie, sei es von der weltlichen Regierung, damit verloren sie aber den unbedingten Zusammenhang mit dem Ordensgeneral und mußten Zwecken dienen, die denen des Ordens nicht immer entsprachen. Als Diener, Berater und Werkzeuge ließen sich die Jesuiten von den Bischöfen

sehr gern gebrauchen und wurden gern gebraucht, aber in irgend eine feste Stellung ließen sie sich nicht hineindrängen, um ihre Beweglichkeit nicht zu verlieren.

So stieß denn der königliche Gesandte Martinengo, als er mit Canisius persönlich über diese Angelegenheit verhandelte, auf entschiedenen Widerstand. Ebenso erfolglos blieb eine Vorstellung bei Ignatius.<sup>35)</sup> Dieser wies seinen Wiener Jünger sogar an, selbst wenn der Papst die Uebernahme der Bischofswürde befehle, allerlei Ausflüchte zu gebrauchen.<sup>36)</sup> In der That wollte der König die Sache heimlich bei dem Papste betreiben, doch mußte Canisius durch einen Hofbeamten das Geheimnis zu erfahren. Man erwartete am Hofe eine zusagende Antwort des Papstes. Das alles teilte Canisius dem Sekretär des Generals in Rom, Polanco, mit, unter der Versicherung, für ihn sieben Messen zu Ehren des heiligen Geistes lesen zu wollen, wenn seine Gegenbestrebungen in Rom zum Ziele führten. Sollte das nicht der Fall sein, so wolle er Zeit seines Lebens glauben, daß Gott ihm wegen seiner Sünden unverzöhnlich zürne.<sup>40)</sup> Die Frage schwebte noch, da liefen schon, selbst von auswärts, bei Canisius die Glückwünsche zu seiner neuen Stelle ein, so fest war man überzeugt, er werde die angebotene Würde annehmen.<sup>41)</sup>

Die Sache fand ihren Abschluß dahin, daß Canisius die Verweigung des Bistums auf ein Jahr übernehmen mußte, ohne jedoch von den Einkünften etwas anzunehmen.<sup>42)</sup> Das war eine reine Form. Eine ernstliche Verweigung des Amtes hat er gar nicht geführt und sich nicht dazu für verpflichtet gehalten. Die Verwaltung lag in den Händen des Offizials Freysleben. Fast spaßhaft klingt es, daß er nur einmal von seinen Rechten Gebrauch machte, um eines Franziskaners Gesuch um ein Fäßchen Wein beim Kaiser zu unterstützen.<sup>43)</sup>

Ein weiterer Beweis des Vertrauens, das der König seinem Reichsvater schenkte, lag darin, daß er denselben 1553 einer Kommission zuteilte, die die Universität zu visitieren hatte.<sup>44)</sup> Die Hochschule war vollständig herunter gekommen. Zu Zeiten war Leonhard Willinus der einzige Lehrer an der theologischen Fakultät. Canisius und Gaudanus traten 1553 mit je 140 Gulden jähr=



lichem Gehalt in die Fakultät ein; jener las über das neue Testament, dieser über die Sentenzen des Lombarden.<sup>45)</sup>

Jene Visitation zeigte ihre praktischen Folgen in einer „Reform,“ die am 1. Januar 1554 erschien und, den Zeitumständen Rechnung tragend, das Arbeitsfeld eingeschränkt, aber desto nachdrücklicher bebaut sehen wollte. Wie weit Canisius an dieser Reform Anteil hat, wissen wir nicht, aber wir gehen gewiß nicht fehl, wenn wir auf ihn Bestimmungen, zurückführen wie die, daß die Buchhändler ihre Kataloge jährlich nach der Frankfurter Messe dem Dekan der theologischen Fakultät und dem Rektor zur Prüfung vorlegen sollten, damit nicht kezerische Bücher von ihnen geführt würden. Schon in Ingolstadt hatte er diesen Gedanken vertreten, und er hat es bis an sein Ende gethan. Die Verdrängung der kezerischen Bücher ist ein Hauptpunkt seines Reformprogrammes. Daß man einige lutherisch gesinnte Professoren duldet, rügte er, ohne etwas auszurichten. Dagegen hatte er die Freude, doch an einem Lehrer das Amt des Kezerrichters vollziehen zu können. Scalichius wurde wegen Irrlehre verhaftet und mit der Untersuchung Canisius betraut. Daß aber in der neuen Reform von den Professoren bei ihrer Anstellung anstatt des Eides auf den katholischen Glauben nur ein Versprechen gefordert wurde, war sicher nicht nach seinem Sinn.<sup>46)</sup>

Im nächsten Jahre, 1554, hatte Canisius in einer andern Kommission, der außerdem noch Gaudanus und zwei königliche Räte angehörten, nochmals Gelegenheit, mit seinen Reformgedanken hervorzutreten. Der Kommission war aufgetragen, sich zu äußern, wie die Kezerei mit Stumpf und Stiel auszurotten sei. Ein rechtes Thema für einen Jesuiten! Canisius schlug zunächst vor, katholische Missionen an die pfarrlosen Gemeinden zu senden. Dieser Vorschlag scheiterte aber an dem Widerspruch des Bischofs von Passau; zweitens hatte Canisius den Wunsch, man solle ein Konvikt für vornehme Jünglinge — auf diese hatten es die Jesuiten immer abgesehen — gründen, in welchem diese nach den Grundsätzen der katholischen Kirche erzogen werden sollten, natürlich unter der Oberaufsicht der Jesuiten. Eine ähnliche Anstalt hatte schon in Wien bestanden, war aber 1552 wieder eingegangen. In einem Briefe vom 12. Oktober 1553 legte er die Sache dem Ordens-

general vor, der seine Zustimmung gab. Der König versagte dieselbe auch nicht, und so wurde 1560 dem Orden dieses Seminar, reichlich ausgestattet, übergeben.<sup>47)</sup>

So sehen wir, welchen Einfluß Canisius beim König besaß. Dürfen wir darnach nicht annehmen, daß keine wichtige, die Religion betreffende Frage vom König wird erledigt worden sein, ohne daß unser Jesuit, gesucht hat, sich dabei geltend zu machen? Wenn Ferdinand 1554 einen Befehl zur Einschärfung des Kirchengebots, der jährlichen Beichte und der österlichen Kommunion erließ, wenn er, ähnlich wie für die Universität, am 1. Januar 1554 auch für das Domstift eine Reform ausgeben ließ, worin auf Vermehrung der Prediger und der Predigten, auf eine feierlichere Abhaltung des Gottesdienstes gedrungen war, so waren das alles Gedanken, die vom Jesuitenorden auf das entschiedenste vertreten wurden.<sup>48)</sup> Wer mag den König mehr in dieser Richtung beeinflussen haben, als Canisius?

Auf die Jesuiten wenigstens führten die Evangelischen die Entschlüsse des Königs zurück. Scalichius, der die Wiener Verhältnisse gründlich kannte, urteilt 1559, daß der Kaiser ganz in den Händen der Jesuiten sei. Wenn er strenger gegen die Christen auftrete, so habe er das nicht aus sich, sondern von jener Sekte. Von ihr hänge der gute Kaiser in all seinen geheimsten Entschlüssen ab. Von ihr würde die ganze Priesterschaft, bis zum Erzbischof geleitet.<sup>49)</sup>

Zu diejem Zeugnis aus evangelischer auch ein solches aus katholischer Feder. Staphylus schreibt an Bischof Hosius: „Unser König liebt die Jesuiten wie Brüder. Das hat er sonst oft, auch neulich wieder dem designierten Bischof von Wien, Petrus Canisius, gesagt.“<sup>50)</sup>

Daß Ferdinand sich von Canisius sehr beeinflussen ließ, daß er ihn in die intimsten Fragen einweichte, dafür nur ein Beleg aus einem Brief des Königs an Ignatius: „Wir haben dem Petrus Canisius aufgetragen, in einigen Privatangelegenheiten, die unser Gewissen betreffen, an dich zu schreiben, damit du darüber persönlich mit Seiner Heiligkeit verhandeln möchtest. Daher zweifeln wir nicht, daß du über die Sache schon unterrichtet bist. Da aber genannter Canisius uns zu wiederholtem

Male bedeutet hat, daß es nach seiner Meinung zweckmäßig sein würde, wenn wir dir ein Creditive an Seine Heiligkeit ausstellten, so haben wir dasselbe alsbald so ausstellen lassen, wie aus dem beifolgenden Exemplar zu ersehen.“<sup>51)</sup>

Wie begreiflich, suchte Canisius seinen Einfluß auch in der königlichen Familie geltend zu machen. Es war bekannt, daß Maximilian, der Sohn des Königs, evangelische Neigungen hatte, zum großen Schmerz seines Vaters. Als er 1554 aus Spanien nach Wien kam, nahm er als Hofprediger Pfauser an, der, wenn auch nicht offen, doch die evangelische Lehre vertrat;<sup>52)</sup> seine Kinder ließ Maximilian von dem lutherisch gesinnten Musler unterrichten.<sup>53)</sup> Canisius setzte alles in Bewegung, um beim Könige zunächst die Entfernung des verdächtigen Hofpredigers durchzusetzen. Pfauser wurde heimlich in seinen Predigten belauscht,<sup>54)</sup> ja er sollte nach dem Rat des Canisius aufgefordert werden, etliche Predigten aus dem Stegreif zu halten, da werde seine Ketzerei am ehesten zu Tage treten.<sup>55)</sup> Auch persönlich hat Canisius mit Pfauser verhandelt.<sup>56)</sup> Es ist ihm endlich auch gelungen, seine Entlassung durchzusetzen. Weniger Erfolg hatte er in seinen Bemühungen, die Kinder Maximilians katholisch erziehen zu sehen. Gegen Maximilian selbst reichte er eine Klageschrift bei Ferdinand ein, die dieser seinem Sohne übergab.<sup>57)</sup> Canisius hatte darauf eine sehr unangenehme Audienz bei Maximilian. Dennoch war Ferdinand gegen seinen Sohn toleranter, als dem Jesuiten lieb war, ja er hat sich sogar bei dem Papste um Bewilligung des Laienkelches für ihn verwendet.<sup>58)</sup>

Die enge Verbindung zwischen dem Könige und dem Jesuiten ist der Welt am klarsten an dem Katechismus entgegengetreten, der, von Canisius verfaßt, als Catechismus Ferdinandi in die Öffentlichkeit ging.

Es lag auf der Hand, welchen großen Einfluß Luthers Katechismus im Volke hatte. Das trat unserem Jesuiten schon in Ingolstadt entgegen. Er hatte deshalb bereits dort sich um die Verbreitung katholischer Katechismen bemüht und Laynez in seinem Vorhaben, ein den deutschen Bedürfnissen entsprechendes Lehrbuch abzufassen, nur bestärkt.<sup>59)</sup> Gleichzeitig (1551) hatte nun auch König Ferdinand den Theologen seiner Wiener Universität

die Abfassung eines für jedermann geeigneten Handbuchs über den katholischen Glauben aufgetragen.<sup>60)</sup> Die Ausführung verzögerte sich, namentlich durch den Tod des Claudius Sajus. Dessen Aufgabe übernahm Canisius. In den Sommermonaten 1554 hat er nun seinen berühmten Katechismus zu Stande gebracht, der endlich im Oktober erschien, aber anonym.<sup>61)</sup> Canisius hoffte, die Wirkung des Buches werde eine größere sein, wenn man glaube, es stamme von mehreren gelehrteren und berühmteren Männern, als er sei.<sup>62)</sup> Ein Edikt des Königs, vom 14. August 1554 datiert, verordnete, daß dieser Lehrbegriff beim Religionsunterricht allein zu Grunde gelegt werde.<sup>63)</sup>

Zwar zeigte sich bald, daß Canisius mit seiner „Summa“ doch zu wenig den volkstümlichen Ton getroffen hatte, denn seine bisherige Thätigkeit wies ihn auch im pädagogischen Gebiet vor allem an die Studierenden, und auch hier hatte er sich schon einen Namen gemacht,<sup>64)</sup> aber er lernte bald auch zum Volke und zu den Kindern zu reden. Ferdinand selbst veranlaßte den Jesuiten, einen Auszug aus der Summa herzustellen und so entstand der kleine lateinische Katechismus.<sup>65)</sup> Später folgten als selbständige Werke sein großer und kleiner deutscher Katechismus und eine ganze Reihe einzelner kleinerer katechetischer Schriften, so z. B. über das Bußsakrament, über die Messe u. a. Bis in das Greisenalter hinein war er nicht nur als praktischer Katechet thätig,<sup>66)</sup> sondern er mühte sich auch noch immer an seinen Katechismen. Noch 1596 ließ er den kleinen deutschen Katechismus in neuer Auflage erscheinen und teilte ihn „von Silbe zu Silbe ab, damit die Jugend mit leichter Mühe desto leichter daran lesen lerne.“<sup>67)</sup> Und ausgezeichnet verstand er selbst zu katechisieren. Hatte er erst die Kinder einmal an sich gelockt durch allerlei Geschenke, Bilder, Kreuzlein, Rosenkränze u. dergl., so mußte er sie auch durch sein Wesen festzuhalten. Er wollte sie möglichst spielend in die katholische Frömmigkeit hineinführen. Darum lehrte er sie vor allem die kirchlichen Gebräuche, das Kreuzeschlagen, das Vaterunser, das Ave Maria. Der Nachdruck lag auf einer äußeren Dressur. Dabei mußte er sehr wohl, daß mit den Kindern die Eltern gewonnen werden konnten. Sehr oft kommt er in seinen Predigten

auf die Notwendigkeit christlicher Erziehung, auf die Schwierigkeiten dieser Aufgabe und auf die rechte Art ihrer Lösung zu sprechen. Da tabelt er — und dabei gedenkt er wohl seiner eigenen Jugend — die Eltern, die ihre Kinder nur zu bereichern und schon von Jugend auf ohne Rücksicht auf ihre dereinst auch nur möglichen Verdienste und Fähigkeiten zu hohen Würden zu bringen suchen, während er die Demut als die wichtigste Tugend empfiehlt. Er vermißt die rechte Zucht; die Verweichlichung verderbe Seele und Leib: „Wahrlich es kann nicht anders sein, als daß bei den dem Trunke und der Ekstase Ergebenen die Kraft des Körpers und der Nerven schlaff wird und verloren geht, abgesehen davon, daß die Schärfe des Geistes sich abstumpft, das Streben nach Tugend erkaltet und endlich das Licht des Geistes erlischt.“ Er tritt auch für das Recht der kindlichen Freude ein zur Ausspannung des Geistes und zur Kräftigung des Körpers, um in irgend einem Berufe einst „für Gott und den Nebenmenschen“ arbeiten zu können.

Man sieht hier schon Gesichtspunkte angedeutet, die der Jesuitenorden später kräftig entwickelt hat, vor allem die bis zur vollen Willenslosigkeit gesteigerte Demut, während freilich das Gesunde in den Grundsätzen des Canisius immer mehr verloren gegangen ist. Den Volksunterricht hat der Orden überhaupt nur im Anfang gepflegt. Sein eigentliches Arbeitsfeld suchte und fand er in den höheren Schulen.

Doch wir kehren noch einmal zu der Summa des Canisius zurück. Sie hat seinen Namen durch die Welt und durch die Jahrhunderte getragen. Kaum ein Buch hat eine so ungeheure Verbreitung gefunden wie dieses; man zählt nach 130 Jahren seines Erscheinens etwa 400 Auflagen.<sup>68)</sup> Rasch nach dem ersten Druck schon erschienen neue Ausgaben und Nachdrucke, auch unter dem Namen des Canisius. 1556 lag eine Uebersetzung ins Deutsche vor,<sup>69)</sup> 1557 eine vlämische und eine französische. Philipp II. von Spanien, der selbst den Plan gehabt hatte, ein Lehrbuch durch die Jesuiten schreiben zu lassen, führte durch ein Edikt vom 16. Dezember 1557 den Catechismus Ferdinandi als offizielles Lehrbuch in seinem Lande ein.<sup>70)</sup> Das ist begreiflich. Die ganze Anlage ist höchst geschickt, die Ausführung durch Klarheit

und Bestimmtheit des Ausdrucks musterhaft und auf katholischer Seite unerreicht.<sup>71)</sup> Es lebt auch in dem Werke die ganze mittelalterliche kirchliche Sittenlehre mit ihren praktischen Geboten wieder auf. Die starke Betonung kirchlicher Werke und Gebote läßt uns fühlen, daß die Zeit der Gegenreformation angebrochen ist. Echt katholisch ist für Canisius der Glaube der reine Gehorsamsakt gegen die Kirche, verstandesmäßiges Fürwahrhalten.<sup>72)</sup> Dennoch hat sich Canisius nicht ganz dem evangelischen Geiste entziehen können. Spuren desselben sind deutlich wahrzunehmen.<sup>73)</sup> Auffallen muß ferner jedem, der die Jesuiten als Verfechter der absoluten Papstgewalt kennt, daß Canisius in seinem Katechismus seine abweichende Anschauung in dieser Beziehung nicht verleugnet.<sup>74)</sup>

Das Erscheinen des Katechismus lenkte die Aufmerksamkeit von Freund und Feind auf diesen Jesuiten. Bald hatte er über Angriffe von Seiten der Protestanten zu klagen. „Vielleicht giebt es in Wien bald Märtyrer,“ so schreibt er. „Indessen wir stehen fest im Glauben und mit nur größerer Zuversicht nehmen wir unsere Zuflucht zu den geistigen Waffen, während die Feinde Christi, die Pest der Kirche und die Werkzeuge des Teufels hier von allen Seiten drohen. Mehr als je müssen wir jetzt gerüstet zum Kampfe sein und das Feld als tapfere Streiter Christi behalten, ungeachtet der Widerwärtigkeiten und selbst des Todes.“ — „Wir vergießen das Blut für den süßen Namen Jesu. Nicht genug, ihn zu bekennen mit dem Munde, waschen wir unsere Kleider in dem Blute des Lammes, welches hier Blut um Blut fordert und oft mehr mit dem Tode als mit dem Leben sich aus-söhnt.“<sup>75)</sup> „Schon verbreitet man in Oesterreich Canisius-Schmähschriften und ich gelte für den Hauptgegner des Luthertums,“ bemerkte er ein andermal mit Stolz.<sup>76)</sup> Sein Name gab der Spottlust willkommenen Anlaß: man nannte ihn den „österreichischen Hund.“ Sein Katechismus wie seine Predigten setzten die evangelischen Federn in Bewegung.<sup>77)</sup> Das veranlaßte ihn freilich nur, andere zur rücksichtslosen Polemik gegen die Evangelischen aufzureizen.<sup>78)</sup>

Dafür belohnte ihn die Anerkennung, die der König seinem Orden schenkte. Am 6. September 1558 wurde derselbe ermächtigt, in allen Erblanden zu lehren und zu predigen; am

17. November wurden ihm „für beständige Zeiten“ zwei theologische Lehrstühle an der Universität überwiesen; im nächsten Jahre verhalf ihm die königliche Freigebigkeit zu einer eigenen Druckerei. So mußte Canisius seinem Orden die Stätte zu bereiten.

Dazu dienten aber auch die vielen persönlichen Beziehungen, die er mit seiner diplomatisch-feinen Art anzuknüpfen und zu pflegen verstand. Er wußte zu schmeicheln, zu loben, zu bitten und — Geduld zu haben. „Tägliche Ermahnungen der [kaiserlichen] Räte nützen mehr, als wer weiß wie viel Briefe,“ hat er einmal gesagt, und er hat darnach gehandelt; doch auch den Wert brieflichen Verkehrs wußte er zu schätzen. Solche wichtige Beziehungen knüpften sich in Wien mit Staphylus, der damals in Neisse lebte und dringend eine Ordensniederlassung für Schlesien wünschte.<sup>79)</sup> Dieselben Gedanken bewegten den Bischof von Breslau, der zu diesem Zwecke einen Gesandten nach Wien abgeordnet hatte, mit welchem Canisius in Einvernehmen trat. Wichtig war vor allem die Beziehung, die sich mit Hosius von Ermeland anspann. Vermittelt war sie durch Cromer und Staphylus, die ihm den Canisius als den geschicktesten und zuverlässigsten Agenten in Wien empfahlen. Hosius begehrte schon im Mai 1555 von Canisius für Preußen Jesuiten,<sup>80)</sup> aber damit kam er nur einem Gedanken entgegen, den dieser längst aufs eifrigste gegen Cromer vertreten hatte. Nicht ohne schmeichlerische Kunst verfährt er dabei: „Um offen zu sagen, was ich denke,“ schreibt er am 27. Dezember 1554, „so wünschte ich, daß Euer Gnaden die Ehre unverkürzt haben möchte, daß, was zur Wahrung der Religion und der Frömmigkeit bei euch die Unseren je glücklich durchführen werden, . . . dies ganz durch Cromer als den Gründer dieses geistlichen Werkes begonnen und in Christo ausgeführt worden sei.“ Dabei suchte er den Verdacht abzuwehren, als ob der Orden von einer Neugründung einen Vorteil habe. „Dies Werk ist sicher nicht zum Nutzen unserer Gesellschaft,“ sagt er in demselben Briefe, „sondern . . . zum Nutzen der Polen, denen die Unseren dienen sollen.“ Und an denselben Cromer schreibt er am 15. Januar 1555: „Ich liebe Preußen, und daß ihm unter einem solchen Führer und

Mäcen, dem die vollste Zuneigung und Liebe aller Katholiken gebührt (Hosius), geholfen werden könne, ist meine Zuversicht.“<sup>81)</sup> An der Gunst des mächtigen Ermeländischen Bischofs, dessen Bedeutung Canisius sicher und rasch erkannte, lag ihm besonders viel. Ohne unmittelbare Aufforderung übernahm er bei all seiner Arbeitslast die Korrektur des zweiten Teiles von dessen Konfessionen.<sup>82)</sup> Welche Früchte diese Beziehungen getragen haben, werden wir noch hören.

Blieb es in Bezug auf eine Ordensniederlassung in Schlesien und Preußen vorläufig nur bei Wünschen und Plänen, so eroberte Canisius in dieser Zeit einen vielleicht noch wichtigeren Posten für seine Gesellschaft, Prag. Den Anknüpfungspunkt, hier festen Fuß zu fassen, bot, wie in Ingolstadt und Wien, die Universität. Sie zeigte, wie die genannten, dasselbe Bild des Verfalls. Wie dringend sie einer Reform bedurfte, fühlte niemand deutlicher als die evangelischen Stände, die deshalb bei König Ferdinand vorstellig wurden. Dieser hatte auch die Absicht, selbständig an eine Reform Hand anzulegen (1548), doch seine Vorliebe für die Jesuiten ließ ihm in diesen die rechten Reformatoren finden. War doch auch die katholische Partei mit dem Wunsche hervorgetreten, die Gesellschaft Jesu möchte in Prag eine eigene Anstalt nach ihren Grundsätzen gründen. Daß auch für Böhmen sich Ferdinand das Heil allein von den Jesuiten versprach, geht daraus hervor, daß er in Rom von Ignatius gegen eine jährliche Entschädigung von vierhundert Dukaten zwölf Kleriker erziehen ließ. Schon 1551 waren neun junge Böhmen nach Rom geschickt worden.<sup>83)</sup> So sollte eine Truppe geschulter Jesuiten, die der böhmischen Sprache mächtig und mit den verwickelten Verhältnissen des Landes vertraut waren, herangezogen werden. Die Stätte ihres Wirkens hat ihnen Canisius bereitet.

Aus diesen vorläufigen Anfängen kam die Sache zur weiteren Entwicklung gelegentlich eines Aufenthalts des Königs in Böhmen 1554. Bischof Urban von Laibach brachte die Sache beim König von neuem in Anregung und schlug vor, den Jesuiten das fast verlassene Kloster Dybin bei Zittau einzuräumen; denn die Lage desselben an der Grenze von Böhmen, von der Lausitz, vom Meißner Land und von Schlesien schein für die Wirksamkeit des



Ordens doch äußerst günstig — ein Vorschlag, der sofort die Billigung des Königs fand. Canisius, vorsichtig wie er war, griff nicht rasch zu. Er mochte wissen oder ahnen, wie schlecht es um die Einnahmequellen des Dybner Klosters stand, seine Lage aber erscheint ihm ganz ungünstig; nicht allein, daß die angrenzenden Provinzen zu wenig katholisch seien, das Kloster selbst liege zu weit ab vom Verkehr. Er halte es nicht für vorteilhaft, schreibt er an Bischof Urban, wenn die Gesellschaft sich an wenig belebten Orten niederlasse, vielmehr werde es zur größeren Ehre Gottes und zu besserer Erbauung des Volkes gereichen, wenn das Kolleg in die Hauptstadt eines dieser Länder gelegt würde, wo eine reichlichere Ernte an den Seelen um der Liebe des gekreuzigten Jesu Christi willen zu hoffen sei.<sup>86)</sup> Also mitten ins Volksleben, mitten in die Centren des Verkehrs und des geistigen Lebens will Canisius die jesuitischen Kollegien pflanzen, weil sich hier allein ihr Wesen vor der Deffentlichkeit entfalten und bemerkbar machen konnte. Als daher König Ferdinand zwar nach dem Willen seines Jesuiten und auf einen früheren Gedanken zurückgreifend Prag für die Niederlassung bestimmte, dort aber das abseits von allem Verkehr in der Kleinstadt gelegene Augustinerkloster, erhob Canisius noch einmal Einspruch. Mit Hülfe des in Prag residierenden Erzherzogs Ferdinand setzte er es durch, daß den Jesuiten das in der Altstadt gelegene Clemen- tinum, ein nur noch von dem Prior und zwei Konventualen bewohntes Dominikanerkloster, trotz des von den Dominikanern erhobenen Widerspruchs eingeräumt wurde. Der Tausch konnte nicht günstig scheinen. Denn dieses Kloster lag halb in Ruinen. Sollte es wohnlich und brauchbar werden, so mußte es so gut wie neu aufgeführt werden. Canisius wollte lieber diese Geldopfer bringen, — und sie waren nicht gering, denn es zehrten sich dabei die vom Könige und dem Erzherzog genehmigten Gelder, damals die ganze Einnahme der neuen Kolonie, auf — als das Kolleg ungünstig gelegen sehen. In solch einem kleinen Zuge offenbart sich die ganze Gewandtheit und der Scharfblick unseres Jesuiten. Ueber die Geldverlegenheit kam man rasch hinaus; das Kolleg konnte sogar bald als reich gelten.<sup>87)</sup> Was den Bau anlangt, so war derselbe erst 1562 vollendet, bis zu welcher Zeit

die Jesuiten bei den Kreuzherren, deren Haus neben dem Clemen-  
tinum lag, gastliche Aufnahme fanden. Canisius leitete den Bau  
selbst; noch heute trägt ein Flügel des Prager Jesuitenkollegs  
den Namen Canisianum.<sup>88)</sup>

Nicht weniger Sorgfalt aber verwendete Canisius auf den  
inneren Ausbau und die Entwicklung des Kollegs, als dessen  
Geburtstag — der Stiftungsbrief ist erst 1562 ausgestellt —  
man wohl den 21. April 1556 bezeichnen kann, denn da zogen  
die zwölf von Ignatius ausgebildeten und gesandten Jesuiten, die  
älteren zu Wagen, die jüngeren zu Fuß, in feierlicher Ordnung, mit  
niedergelegenen Augen über den Markt nach dem Kloster des  
heiligen Clemens. Canisius, der seit Mai 1555 zumeist in Prag  
weilte, hatte ihnen persönlich die Stätte so weit als möglich bereitet;  
schon am 7. Juli konnten sie den Unterricht ihres sechsklassigen  
Gymnasiums eröffnen. Er ließ es sich auch angelegen sein, den  
Adel zu gewinnen; deshalb räumte man schon 1558 für eine Er-  
ziehungsanstalt adliger Jünglinge einen Nebenflügel des Clemen-  
tinums ein. Ergänzend trat dann 1559 ein Alumnat für arme  
Studenten hinzu, die sich dem geistlichen Stande widmen wollten.  
Canisius war selbst zur Errichtung desselben nach Prag gekommen  
und hatte der neuen Anstalt durch eine Denkschrift die öffentliche  
Aufmerksamkeit und Gunst zu gewinnen gesucht. Daß er nicht um-  
sonst seine Feder in Bewegung gesetzt hatte, bewiesen die reichlich  
fließenden Geldspenden, die dem Seminar zu gute kamen.<sup>89)</sup>

Auch seine Predigtthätigkeit, die er auf Wunsch des Erz-  
herzogs in der Domkirche entfaltete, diente der Propaganda.  
Mit welcher Stimmung er predigte, das ersieht man aus  
folgenden, nicht wenig selbstgefälligen Worten: „Es kommt mir  
vor, als habe mir Gott anderwärts selten eine solche Gabe zum  
Reden verliehen, als ich hier erfahre; der Erzherzog selber und  
andere bezeugen mir, daß sie großen Genuß daraus schöpften;  
heute petitionieren drei Männer vom höchsten Ansehen schriftlich  
beim König, daß ich sobald als möglich von Augsburg (dort weilte  
Canisius, um König Ferdinand in Sachen der Kolleggründung zu  
sprechen) zu den Predigten und zum Ordnen der Kollegiums-  
angelegenheit wieder hierher zurückkehre und wenigstens einige  
Monate zu Prag, zum Troste und zur Hilfe der Seelen, welche

bereits durch heilsame Regung zur Tugend geneigter sind, mich aufhalte.“ Diese Freudigkeit zur Arbeit entsprang aber der guten Zuversicht auf Erfolg, der er sich schon nach kurzem Aufenthalt — und nicht ohne Grund — hingab. Noch nie habe er, so schrieb er an Ignatius, nachdem er etwa zwei Monate die Verhältnisse mit dem ihm eigenen Scharfblick beobachtet hatte, einen so günstigen Boden für seine Arbeit gefunden, als hier in Prag, in Böhmen überhaupt.

Dies Land glich einem brodelnden Kessel mit seinen religiösen und nationalen Gegenätzen. Treue Anhänglichkeit an die katholische Kirche war noch im Adel, und im Volke wenigstens eine Zuneigung zur katholischen Sitte und Kirchlichkeit vorhanden. Der Husitismus war zurückgetreten gegen die fremde deutsche Bewegung des Luthertums, das sich erst damals, zumal in Nordböhmen, mächtig auszubreiten anfang.<sup>90)</sup> Es war überhaupt gegenüber der Gleichgültigkeit Wiens hier religiöses Interesse zu finden, und daran wollte Canisius anknüpfen. Doch er mag selbst reden! Was seine Hoffnung belebte, war „erstens, daß das Volk, wenn es auch unter beiden Gestalten kommuniziert, doch anderen kirchlichen Gewohnheiten, Übungen und Geboten nicht entgegen ist, sondern das Fasten und die äußerlichen Religionsgebräuche gewissenhafter beobachtet als die Deutschen insgesamt (also auch hier wieder das Wertlegen auf die religiösen Formen!); zweitens, daß die Ersten unter der Geistlichkeit, wenn sie auch durch ganz Böhmen hin keinen Bischof oder Erzbischof anerkennen, doch in der Wiederaufrichtung der Religion großen Eifer und Fleiß beweisen; drittens, daß die Husiten unter sich selbst gespalten sind und wenig gelehrte und gebildete Männer besitzen, so daß es sich ungemein verlohnen würde, eine große Anzahl böhmischer Prediger auszurüsten, obwohl so viele Sekten vorhanden sind und unter dem Adel die Verkehrtheit so weit gediehen ist, daß kaum drei oder vier ausgesprochen katholische Städte sich finden, während alle übrigen ringsum den Tag, an dem Johannes Hus auf dem Konstanzer Konzil verbrannt worden ist, festlich begehen.“ . . . „Ich lebe der festen Zuversicht, daß die göttliche Güte sich binnen kurzem zur Bekehrung dieser Herzen, die schon eine gewisse Bereitwilligkeit und Tüchtigkeit zeigen, neigen wolle. Es trage also Eure Paternität kein Be-

denken, Leute in dieses Böhmen, das Grenzland von Sachsen, abgehen zu lassen. An Zuneigung und Verfolgung, Tröstung und Trostlosigkeit wird es in diesem Weinberge, wo man 30 000 Dörfer und Städte zählt, nicht mangeln.“<sup>91)</sup> Ueber den Weg aber, wie das böhmische Volk zu gewinnen sei, dachte er gewiß damals schon so echt jesuitisch, wie er nach wenigen Jahren sich aussprach: „Die Böhmen wird man eher durch eine gewisse Kunst, als durch Gewalt katholisch machen.“<sup>92)</sup> Damit wenigstens verträgt es sich, wenn berichtet wird, er sei in seinen Predigten zu Prag sehr maßvoll gewesen, was er in Wien nicht immer war. Dennoch erregte Canisius, — ein Zeichen, wie er die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zog, — allerlei Widerspruch. Nicht allein, daß durch die Stadt ein Verslein lief, das den Jesuiten gehen hieß, er berichtet sogar von Störungen des Gottesdienstes, ja ein großer Stein sei durchs Kirchenfenster geflogen, als er am Hochaltar zur Messe stand. Die Beurteilung, deren er und seine Genossen in Prag sich zu erfreuen hatten, faßt er in folgende Worte zusammen: „Nst habe ich gehört, daß die Schlechtesten so urteilten: Der Doktor Canisius kennt die Wahrheit, aber er will sie nicht sagen und offen bekennen. Und so, glaube ich, urteilen sie im allgemeinen über die Jesuiten, indem sie uns für gelehrt und in der Theologie gründlich bewandert halten, aber sie wollen uns übel, weil wir ihnen zu treu gegen den apostolischen Stuhl und Feinde der Neuerungen zu sein scheinen. Auch fürchten uns diese Husiten sehr, und je weniger sie in der Wahrheit begründet sind, desto mehr verabscheuen sie dieses Kolleg, das allen Katholischen großen Trost gewährt.“<sup>93)</sup>

Canisius konnte auf seine Thätigkeit und seine Erfolge in Prag mit großer Befriedigung zurückblicken. Er hatte alles erreicht, was und wie er es gewollt hatte. Und dazu eröffnete sich von neuem die Aussicht einer Niederlassung in Ingolstadt.

Herzog Albrecht hatte die Jesuiten, besonders unsern Canisius, nicht vergessen. Er nahm das Versprechen des Ignatius ernst, daß ihm seine Jesuiten zurückgegeben werden sollten, aber er wagte nicht, mit dem General selbst zu verhandeln.<sup>94)</sup> Vielmehr trat er mit Canisius im Frühjahr 1553 durch seinen Rat Wigulejus Hund in Unterhandlung.<sup>95)</sup> Jener nahm den Gedanken der

Rückkehr nach Ingolstadt mit Eifer auf, obwohl er wußte, daß die Jesuiten sowohl am Hofe in München, als auch bei den Ingolstädter Professoren ihre Gegner hatten. Mit dieser Opposition hat Canisius sehr klug gerechnet. Seinen Eifer lähmen konnte sie nicht. Es mußte nur alles aufgeboten werden, sie nicht die Oberhand gewinnen zu lassen. Darnach versteht man, was er an Hund nach dessen Abreise schrieb: „Was ihr in betreff meiner und der andern Genossen meines Ordens zu erwarten habt, will ich nicht wiederholen: der Erfolg wird mit der Hilfe Christi bestätigen, daß ich in dem, was ich euch persönlich auseinandergesetzt, keine eiteln Versprechungen gemacht habe. Wenn die Gegner feindselige Gesinnung hegen, so ist es unsere Aufgabe, unsere Sache mit Fleiß und mit allem Aufgebot wahrer Frömmigkeit gegen die Verleumder in Schutz zu nehmen. Die Schlechten können oft durch keinerlei Gründe besänftigt werden, nicht einmal von Christus selbst, wie die Pharisäer beweisen. Daher muß es uns genügen, den Guten zu gefallen, besonders in diesem unserem verkehrten Jahrhundert, wo das Schlechteste beinahe die Mehrzahl für sich hat und das Beste Gegenstand nichtswürdiger Verachtung ist. Auch ist kein Grund vorhanden, sei es an des Papstes oder unseres Generaloberen bereitwilligem Entgegenkommen zu zweifeln, wie ich des weitern auseinandergesetzt habe. Was an mir lag, so habe ich in einem eigenen Schreiben an den General die ganze Angelegenheit nach Gebühr angelegentlich empfohlen. Es ist nun meines Bedünkens nur das Eine nötig, daß ihr in der Treue und Sorgfalt, womit ihr die Sache unternommen, beharrt und dieselbe, die weder die eurige noch die unsrige, sondern die des Glaubens, der katholischen Religion, der rechtgläubigen Kirche unseres Herrn Jesu Christi ist, fördert.“<sup>96)</sup>

So klug wußte Canisius die Sache darzustellen, so fein die Absicht zu verkleiden!

Trotz der Verhandlungen, die Canisius, ja der Herzog selbst mit Ignatius anknüpfte,<sup>97)</sup> verzögerte sich die Ausführung. Nur so viel war jetzt erreicht, daß Albrecht sich zur Errichtung eines Kollegs bereit erklärte. Ignatius zauderte und hielt Albrecht hin.<sup>98)</sup> Er mochte selbst fühlen, daß er die Verhältnisse nicht klar genug überschaute. Denn als er die Forderung aufstellte, die Ingol-

städter Universität müsse vollständig den Jesuiten übergeben werden, erhob Canisius entschiedenen Widerspruch. Ja dieser begriff nicht, wie Albrecht zwanzig Jesuiten verlangen könne. Es ängstigte ihn geradezu, daß der Herzog die Universität an die Jesuiten ausliefern wolle. „Es ist doch etwas anderes, Beihülfe leisten, und wieder etwas anderes, vorstehen und leiten. Senes würde ich bei den Unsrigen zugeben, dieses schlechterdings nicht übernehmen.“<sup>99)</sup> Dieser letzte Gedanke stieß in Rom auf Verwunderung und Widerspruch. Er vertrage sich weder mit den Grundsätzen noch mit den bisherigen Unternehmungen des Ordens. Darauf hat Canisius seinen, auf die deutschen Verhältnisse sich gründenden Standpunkt des längeren ausgeführt und behauptet, „daß es weder dem Fürsten noch der Universität je genehm wäre, wenn die Angehörigen des Ordens eine höhere Stellung, als die von Professoren einnehmen würden.“ „Ich weiß wohl, was in Sizilien geschieht; in Deutschland scheint das unmöglich, namentlich wo die Schulen bereits bestehen. In doppelter Hinsicht also würden die Unsrigen sich ohne Frucht Meid erwecken, einmal wenn sie in der philosophischen Fakultät die disziplinäre Leitung auf sich nehmen, selbst vorausgesetzt, daß der Fürst es anböte; sodann weil in der theologischen bereits zwei Professoren der Theologie sich befinden, welche nicht leiden würden, daß Nachkömmlinge, auch wenn es Doktoren wären, einen Vorrang erhielten. Und es liegt doch viel daran, mit diesen Professoren von vornherein zusammen zu gehen und sich allmählig Geltung, welche die Deutschen Fremden und Geistlichen nur ungern einräumen, zu erwerben. Mag es also auch mit unsern Ordensgrundsätzen nicht im Widerstreite sein, Universitäten vorzustehen und sie zu verwalten, so vermag ich doch nicht einzusehen, was es bei also konstituierten Hochschulen nützen soll, die besagte Stellung einzunehmen, sich der Gefahr einer gehässigen Neuerung auszusetzen, mit der Leitung dieser schwer zu behandelnden Geister sich zu befassen und unter Irrgläubigen, welche auf diesen Universitäten in Fülle vorhanden sind, die Disziplin zu handhaben. Unter allen Magnaten steht die Ueberzeugung fest, ohne Aufstand lasse sich eine ernste Disziplin, wie sie erforderlich wäre, nicht einführen, man müsse einen jeden seinem Glauben und Gewissen überlassen und von schärferen

Strafen in allen Fällen absehen, worüber ein anderes Mal mehr. Doch ich Blinden urteile über Farben vor einem Scharfsichtigen. Vielleicht treffe ich den rechten Punkt nicht; was mir jedoch einfiel, wollte ich den Besserwissenden nicht vorenthalten.“<sup>100)</sup>

Ignatius war klug genug, die ganze Sache der Entscheidung des Canisius zu überlassen. Er mußte sie in guten Händen.

Aber auch mit Herzog Albrecht war Canisius nicht von vornherein eins. Während jenem vor allem an tüchtigen Lehrern für seine Universität lag, suchte Canisius ein Konvikt durchzusetzen, wo die Jesuiten nach ihren Grundsätzen frei und ungehindert sich eine Jugend erziehen könnten: dem Orden wollte er zunächst Kräfte heranbilden, die Universität war ihm Nebensache. Nur festen Fuß erst fassen und ein kleines Gebiet ganz für sich bebauen, das war sein Gedanke.

Diesen versuchte Canisius durchzusetzen, als er ohne Auftrag von Ignatius, nur berufen vom Herzog, an Verhandlungen teilnahm, die endlich die ganze Angelegenheit ins reine bringen sollten. Sie fanden vom 27. November bis 7. Dezember 1555 in Ingolstadt zwischen dem Kanzler Eck, dem Rat Hund, einem ungenannten Hofkammerrat und unserem Jesuiten statt.<sup>101)</sup> Canisius forderte in erster Linie außer dem Kolleg das Konvikt und für dasselbe eine feste Dotation, sowie eine Kirche: alles als festes Eigentum des Ordens. Dafür übernehmen die Jesuiten Vorlesungen an der Universität, aber nicht in der philosophischen Fakultät. Canisius stieß auf den Widerspruch der herzoglichen Räte: wozu noch ein Konvikt, oder, wie sie es nannten, ein „Kloster,“ da doch an der Universität schon ein Konvikt für Theologiestudierende bestehe? Wozu eine Kirche, da damit nur die Eifersucht der Klöster und Stadtgeistlichkeit erregt werde? Und welche Kosten für den Herzog, der ohnehin schon genug in Geldverlegenheit war!

Obwohl Canisius die herzoglichen Räte durch die eindringlichsten, schmeichelhaftesten Briefe bei guter Stimmung und sich geneigt zu erhalten versucht hatte,<sup>102)</sup> konnte er doch ihre Zustimmung zu seinem Gedanken nicht erreichen. Was er erlangte, war nur das Zugeständnis, daß im Konvikt der Universität zwölf bis zwanzig jesuitische Kandidaten Aufnahme finden sollten. Das

Recht, sie auszuwählen, sollte ihm unter Genehmigung des Herzogs zustehen. Die anderen Punkte aber wurden in folgender Weise geregelt: der Herzog gründet ein collegium theologicum für die Jesuiten und stellt dasselbe unter die Jurisdiktion des Ordens und die Leitung des Ordensgenerals; er stattet es mit einer jährlichen Rente von im ganzen 1500 Gulden aus. Dafür stellt der Orden der Universität zwei theologische Professoren und unterhält eine Armeschule. Die Mitglieder stehen dem Herzog in allen Religionsjachen zu Diensten. Die Dozenten unter ihnen genießen die akademischen Rechte, sind dafür dem Rektor, dem Senat und den Statuten der theologischen Fakultät, vorbehaltlich der Privilegien des Ordens, in Universitätsjachen unterworfen. Im alten Kolleg, dem Universitätsgebäude, nehmen die Väter zunächst Wohnung. Ihre Ankunft wird spätestens im Frühjahr 1556 erwartet. Das nötige Reisegeld wird ihnen bei römischen Bankiers angewiesen. Canisius verpflichtet sich, mit dem Herzog um die Bestätigung dieser Vereinbarung bei Ignatius sich zu bemühen.<sup>103)</sup> Der Brief des Herzogs an den Ordensgeneral ist erhalten, der unseres Jesuiten leider nicht.<sup>104)</sup>

Die Antwort, die der Herzog von Ignatius erhielt, war die Uebersendung der Konstitutionen, die für die Errichtung der Ordenskollegien galten. Er ging auf die Sache sonst gar nicht ein, alles der Einsicht und Frömmigkeit des Herzogs anheimstellend. Einen besonderen Vertrag erklärte er nicht abschließen zu wollen. Wie klug das war! Damit war der prinzipielle Widerspruch gegen jenes Abkommen zum Ausdruck gebracht, ohne daß er praktisch wurde. Richtete man sich nach den Konstitutionen, so war das getroffene Abkommen unannehmbar, denn dieselben verlangen vollkommene Selbständigkeit für ein Kolleg. Aber anders redete Ignatius durch den Mund seines Schülers.

„Unser hochwürdiger General erklärte sich nicht dagegen“, schrieb Canisius am 16. Februar 1556 an Schweiker, „dem erhabenen und wahrhaft gottseligen Vorhaben des christlichen Fürsten und unseren Verabredungen über die Gründung eines Kollegs zu Ingolstadt zu entsprechen. Denn was noch beigefügt ist, scheint mir derart, daß es leicht Billigung und schnelle Erledigung in München finden kann. Es soll nämlich auf unsere Ordens-



verfassung Rücksicht genommen werden, so daß wir so recht von den Fesseln jener Verpflichtung frei bleiben, da wir nicht das unsrige, sondern was Christi Ehre und seiner Kirche zuträglich ist, in freier Weise zu leisten begehren. Hierin vermag eure Klugheit sehr Vieles zu bewirken, um die lautere Absicht unseres Generals sowohl dem durchlauchtigsten Fürsten, als den übrigen Räten, namentlich Sr. Magnifizenz dem Herrn Dr. Hund, unserem Gönner, den ich höflich zu grüßen bitte, auseinander zu setzen und zu befürworten.“<sup>105)</sup> Albrecht gab beruhigende Erklärungen und Ignatius eine befriedigte Antwort.<sup>106)</sup>

Noch gab es allerlei in Sachen der Kollegszgründung zu erwägen und zu beraten, noch war die Möglichkeit, daß alles wieder zu Wasser wurde, nicht ausgeschlossen. Der Herzog hatte den Ständen seines Landes, welche Freiheit vom Eölibat und vom Fasten und für die Laien beide Gestalten im Abendmahl forderten, in einer Deklaration vom 21. März 1556 weitgehendes Entgegenkommen gezeigt. Das stand im schroffen Gegensatz zu den Bestrebungen des Canisius. So mußten die herzoglichen Räte wenigstens bei gutem Willen erhalten werden. Er that von Wien und Prag aus das Möglichste. Er schlug wieder den klugen Ton an, der, halb Schmeichelei, halb ernsteste Mahnung, seine Wirkung nicht verfehlte. Es gelang ihm wirklich, den Beschluß der Räte und des Herzogs aufrecht zu erhalten.<sup>107)</sup> Ebenso muß er in Rom für eine günstige Stimmung und für ein Verständnis seiner Nachgiebigkeit sich bemühen. So schreibt er am 17. Mai: „Durch Baiern und Oesterreich gewinnt die Kezerei immer größeren Zuwachs; ich hoffe, bald wird es eine herrliche Gelegenheit geben, für Christus das Blut zu vergießen. Diese drohenden Stürme treiben mich nicht wenig an, das Kollegium zu Ingolstadt zu fördern; mein Wunsch, das Anliegen zum Abschluß geführt zu sehen, ist um so glühender, je schwierigere Hindernisse sich unsern Bemühungen entgegenstellen und je heftiger der Feind des Menschengeschlechts sich widersetzt, und er wird, so Gott will, mit so vielen gelegten Fallstricken nichts anderes erreichen, als daß wir mit um so größerer Freude auf die reiche Ernte in diesem Weinberge blicken, je mehr Arbeit und Schweiß uns dieselbe durch seine Verwilderung gekostet hat.“<sup>108)</sup>

Canisius erlangte es, daß die Kolleggründung nach der getroffenen Abmachung wirklich zu Stande kam, und gegen seine Erwartung sandte schon im Juli 1556 Ignatius achtzehn Jesuiten nach Ingolstadt.<sup>109)</sup> War auch nicht das erreicht, was Canisius erstrebt hatte, es war wenigstens in Baiern nun fester Fuß gefaßt, und von der Zukunft erhoffte er, was die Gegenwart noch verjagte.

Welches Vertrauen Ignatius aber in seinen schlauen, gewandten und zähen Jünger setzte, trotzdem er oft seinen eignen Kopf hatte, das zeigte sich darin, daß Canisius am 7. Juni 1556 zum Provinzial von Oberdeutschland ernannt wurde unter ausdrücklicher Anerkennung seiner „guten Gesinnung, Gelehrsamkeit und christlichen Klugheit.“<sup>110)</sup>

Daß Canisius aber auch das besondere Vertrauen des Herzogs sich erworben hatte, geht daraus hervor, daß er ihn während seines Aufenthalts in Ingolstadt 1555 zu Beratungen über die Reform der Universität mit heranzog. An ihnen nahmen außerdem die herzoglichen Räte, die Universität und der Stadtmagistrat teil. Canisius setzte einige wichtige gegenreformatorische, jesuitische Bestimmungen durch, unter Berufung auf die Wiener Universität: so die Wiedereinführung der Dialektik des Aristoteles, so die Bestimmung, daß kein nichtkatholischer Dozent angestellt, keine Rede ohne Prüfung des Dekans der theologischen Fakultät gehalten werden sollte, daß ferner ohne dessen Gutheißen kein Buch in Ingolstadt sollte verkauft oder gedruckt werden. Den jesuitischen Einfluß wahrte man sich durch Anstellung eines Superintendenten in der Person des Jesuitenfreundes Staphylus (1560). In das herzogliche Kolleg sollte keiner Aufnahme finden, der verdächtigen Glaubens sei. Es entsprach endlich einer Anordnung des Ignatius, wenn Canisius bei den Promotionen den Prunk beiseitigt wissen wollte.<sup>111)</sup>

Während Canisius möglichst vorsichtig auftrat und sich nicht verhehlte, wie stark auch unter den Katholischen bereits die Gegner des jungen Ordens waren, und wie sehr sie die Wirksamkeit desselben beeinträchtigen konnten, so waren die von Ignatius gesandten Jesuiten nicht von der gleichen Vorsicht und Klugheit. Rücksichtslos gingen sie vor. Von Anfang an gab es Händel zwischen

ihnen und der Universität. Die Geschichte der Ingolstädter Hochschule wird jetzt eine fortgesetzte Kette von Streitigkeiten, die durch die Anmaßung der Jesuiten hervorgerufen wurden. Ihr Streben war, möglichst die Universität ganz in ihre Hand zu bekommen. Canisius, 1567 einmal vom Herzog in einer solchen Streitfrage als Schiedsrichter angerufen, vertrat (auch hier noch seine frühere Meinung, daß die Jesuiten, den Verhältnissen Rechnung tragend, sich möglichst zurückhalten sollten; er entschied die schwebende Frage dahin, daß sie aus der artistischen Fakultät gänzlich ausscheiden sollten.<sup>112</sup>) Er hat gewiß die Gelüste seiner Ingolstädter Genossen nicht gebilligt; er wußte, daß nichts zu erreichen, aber viel zu verlieren war.

Schlaueit, kluges Maßhalten und Sichbeschränken auf das Erreichbare, das zeigt Canisius in jeder kleinen Frage, das zeigt sein Verhalten auch im Großen. Dem war es zu danken, was er für den Orden in Ingolstadt, in Wien und in Prag erreicht hatte. Unentwegt ging er auf sein Ziel los, dem Orden Boden und festen Halt zu gewinnen, aber er wußte auch vorsichtig einzuhalten und zu warten. Er glaubte an seine Sache; jeder neue Erfolg stärkte ihm den Mut, und wenn auch aus seinen Berichten nach Rom unverkennbar viel Eitelkeit herausklingt, so hat er sich doch nie übermütig und unvorsichtig machen lassen. Alle Faktoren, die in Rechnung kamen, brachte er in Ansatz, Volksgunst und Fürstengunst, Feindschaft und Neid, die deutsche Art und die deutschen Einrichtungen. Und wie viel war doch erreicht! Zwei deutsche Fürsten von besonderer Macht schenken ihm ein außerordentliches Vertrauen; der Geistlichkeit, und dem Volk macht er sich unentbehrlich durch ein musterhaftes Lehrbuch, allen zeigt er das Ideal katholischer Frömmigkeit. Er hat in wenigen Jahren seinem Orden Bahn gebrochen. Daß er auf anderm Gebiet, dem der Kirchenpolitik, gleichfalls große Erfolge zu erzielen mußte, werden wir nun sehen.

---

## Drittes Kapitel

### Kirchenpolitische Wirksamkeit 1556—1559

Den Katholizismus in Deutschland wieder aufzurichten, das ist der Lebensgedanke des Canisius. Hauptmittel dazu war ihm sein Orden, deshalb arbeitete er an dessen Verbreitung und Machtentfaltung. Aber das war ihm nicht das einzige Mittel. Er lebte wirklich für die Kirche, nicht bloß für seinen Orden, und so konnte er die Faktoren nicht unbeachtet lassen, die für die Entwicklung des Katholizismus in Deutschland von äußerster Wichtigkeit waren: die Fürsten und die Bischöfe. Von diesen beiden Gewalten erwartete er in erster Linie die Reform der deutschen katholischen Kirche, — von diesen Gewalten, nicht vom Papste. Nicht als ob er die päpstliche Gewalt ganz mit Stillschweigen überginge, er nennt sie; aber als kräftig und wirkungsvoll erscheint sie ihm nicht. Er kannte zu sehr die deutsche Denkweise, um nicht zu wissen, daß für die absolute Papstgewalt in Deutschland so gut wie kein Boden war. Was wir ihn literarisch vertreten sahen, die Rechte des Episkopates, das tritt auch in seiner kirchenpolitischen Praxis, in seinen Reformgedanken scharf hervor. Er war kein Mann, der mit Prinzipien durch die Wand wollte, er nahm die Dinge wie sie lagen, er war durch und durch praktisch. Das hat ihm bei seiner Ordenspropaganda, das hat ihm in seiner kirchenpolitischen, gegenreformatorischen Thätigkeit die Erfolge gebracht. Wäre er streng päpstlich gewesen, so hätte er nicht der Vertraute eines Ferdinand sein können, er hätte nicht die deutschen Verhältnisse einfach hinnehmen, den Augsburger Religionsfrieden nicht anerkennen dürfen. Mag sich auch manches bittere Wort über die „straflos ausgehende Willkür, in Sachen der Religion zu glauben und zu

treiben, was beliebt“ finden, dennoch werden wir andere Aeußerungen anzuführen haben, die zeigen, wie Canisius sich auch hier ins Gegebene zu schicken wußte.

Die Gewalten aber, von deren einmütigem Zusammenschluß er sich den besten Erfolg für die Katholisierung Deutschlands versprach, fand er entzweit, mißtrauisch auf einander, voll bitterer Vorwürfe gegen einander. Dies bewiesen fast alle Provinzialsynoden. Sie führten zu keinen praktischen Resultaten, weil die Bischöfe sich in ihren Rechten von den Fürsten gekränkt, verletzt fühlten. Die Fürsten erhoben laute Klagen über Laßheit, Ehrgeiz, Habsucht, Gefinnungslosigkeit der Bischöfe. Canisius müht sich nun, diese Gegenätze auszugleichen. Er verhehlt sich das Berechtigte der beiderseitigen Beschwerden nicht. Er ist selbst fast empört über die Nachlässigkeit und das weltliche Wesen der Kirchenfürsten, er wird nicht müde zu warnen, zu bitten, zu drohen, zu begeistern. Niemand konnte die Verwilderung des Klerus tiefer empfinden als er, denn Hebung der Zucht gerade unter den Geistlichen ist ein Hauptpunkt seines Reformprogrammes. Oft spricht er wegwerfend von der „Unwissenschaftlichkeit und Unfähigkeit der deutschen Theologen.“ Ueberdies war er tief durchdrungen von der Bedeutung der episkopalen Gewalt gerade für seine Gegenwart. Er müht sich, namentlich die Bischöfe für sein Reformprogramm zu gewinnen und sie zu einer möglichst ernsten Auffassung ihrer amtlichen Pflichten zu bestimmen. Selbst ein so eifriger Kirchenfürst wie Bischof Otto von Augsburg, mit dem er gerade in dieser Zeit die alten Beziehungen wieder anzuknüpfen suchte, und der eine solche Verehrung für Canisius hegte, daß er ihm einst die Füße wusch, muß sich zu wiederholten Malen von ihm wie ein Schulknabe wegen seines Ehrgeizes und seiner lässigen Amtsführung rügen lassen. „Es wäre mir fürwahr lieber, er (Otto),“ so schreibt er ihm selbst, „lebte ohne dieses Bistum, als daß er sich bloß des Titels eines Bischofs erfreue und die Schafe, von deren Wolle er sich nährt, so nachlässig weide. Mögen andere auf die zeitlichen Vorteile sehen und hohe Ehren suchen, ich berufe mich auf das zukünftige Gericht, auf die Rechenschaft über die übertragene Verwaltung und betrachte die Strafen, die den schlechten Haushalter erwarten, und meine Furcht ist sehr groß.“<sup>1)</sup>

Welches sein Reformprogramm sei, das setzte Canisius Otto gerade in dem Briefe auseinander, mit dem er auf Anregen des Ignatius den erneuten Verkehr mit ihm eröffnete. Da hören wir, daß er einen entscheidenden Schritt von den Bischöfen erwartet. Sie sollen im Einvernehmen mit einem päpstlichen Legaten sich zu einer ernstlichen Abwehr gegen die Ketzer zusammenschließen, die Kanzeln von Irrlehrern, die Bibliotheken und Schulen von ketzerischen Büchern säubern. Es zeigte deutlich die Richtung, die er eingeschlagen wissen wollte, wenn er an die Beschlüsse des Regensburger Konvents von 1524 als vorbildlich erinnerte. Dort waren zwar etliche Reformen als nötig erkannt, hauptsächlich aber war die Unterdrückung der Ketzer durch ernstliche Durchführung des Wormser Edikts, durch Censur, durch strenge Ueberwachung der Prediger, durch Verbot des Besuchs der Wittenberger Universität beschlossen worden. Ist es nun aber bezeichnend, daß Canisius vom deutschen Episkopat diese Maßregeln erwartet, so ebenfalls, daß er dazu die Fürsten von Oesterreich und Baiern herangezogen sehen will. „Eine solche Versammlung von Bischöfen (eine Provinzialsynode wäre wohl nicht rätlich) gewänne um so größeren Erfolg in Christo, je mehr Begünstigung und Teilnahme ihr von den Fürsten Oesterreichs und Baierns zuflösse, da ich glaube, daß sie einem so gottseligen und notwendigen Unternehmen zur Erhaltung der Religion nicht ungerne zustimmen werden.“<sup>2)</sup>

Den Fürsten gegenüber sieht Canisius seine Aufgabe einmal darin, sie zu einem ganz entschiedenen Vorgehen gegen die Ketzer zu entflammen, dann aber, ihnen die göttliche Autorität des Episkopats recht klar zu machen und sie zu einem gemeinsamen Handeln mit diesem, freilich unter dessen Führung, zu bestimmen.

Er fordert von den Fürsten die schroffste Stellungnahme gegen die Ketzerei, natürlich soweit es klug und thunlich ist. Man wird unschwer Aeußerungen von Canisius zusammenstellen können, die die vollendete Milde zu atmen scheinen. Sie sind aber von der Klugheit, nicht von der Gesinnung diktiert, denn es fehlt nicht an gerade entgegengesetzten Aeußerungen. Selbst so gut katholische Fürsten, wie Albrecht von Baiern und Ferdinand, sind ihm noch nicht eifrig genug und zu leicht verzagt. Mag er

selbst uns sagen, wie er im einzelnen Fall die Reform sich praktisch denkt.

In einem Brief, der aus dem Jahre 1559 stammt, entwickelt er dem Herzog Albrecht seine Gedanken darüber, was in Baiern zur Durchführung der Reform zu thun sei. Er will den aus weltlichen Mitgliedern bestehenden „geistlichen Rat“ durch etliche Geistliche verstärkt sehen. Diese sollen mit „wachsamem Auge die neuen und tiefgehenden Bewegungen“ verfolgen, die das Gemeinwesen immer mehr in Zerrüttung bringen, „den Klerus innerhalb seiner Pflicht halten, die noch vorhandenen Klöster beschützen, die verlassenen gegen alle Profanationen sichern, die Kirchengüter vor der Veräußerung oder unwürdigen Vergeudung bewahren, sowohl den Hirten gegen die Gewalt des Adels und der Sektierer beistehen, als auch viele andere ähnliche Maßnahmen, um die in kläglichen Verfall begriffenen Kirchen von gänzlichem Untergange zurückzuhalten, treffen oder wenigstens von Zeit zu Zeit darüber an Eure Durchlaucht berichten.“ Wollte also Canisius dieser Körperschaft ihren rein weltlichen Charakter nehmen und sie wirklich „geistlich“ machen, so liegt der zweite Schwerpunkt seiner Forderung in der Betonung der bischöflichen Rechte, die er aufs strengste berücksichtigt sehen will.<sup>3)</sup> Damit stellt er Forderungen auf, die später, als 1570 der geistliche Rat von neuem entstand, die Bischöfe mit aller Entschiedenheit erhoben und in mancherlei Kämpfen durchzusetzen suchten. Es ist dem Canisius ärgerlich, daß diese Kommission die landesherrlichen Rechte gerade gegen die Bischöfe schützen soll; er tritt im Gegenteil für die Bischöfe ein, von deren Machtvollkommenheit er ganz überzeugt ist. „Kein Verderben,“ so schreibt er weiter an den Herzog, „stiftet größeres Unheil in der Kirche, und kein Weg scheint mir so mächtig zum Umsturz der Ordnung zu drängen, als die Vermischung der kirchlichen und staatlichen Jurisdiktion, da die Wirkungskreise der beiden Gewalten völlig verschieden und gesondert sind, so daß es ein großer Fehler ist, wenn Laien, wer sie immer sein mögen, in das Amt der Bischöfe eingreifen.“ Auf diese scharfe Erklärung folgte nun wieder die schmeichlerische Bemerkung: „Es ist deshalb vortrefflich gehandelt von Eurer Durchlaucht, daß Sie mit allen benachbarten Bischöfen auf dem vertrautesten Fuße stehen und mit denselben bereitwillig

über die Religionsjachen, über die Abwehr gegen die auftauchenden Bestrebungen der Sektierer und die Uergernisse unter der Geistlichkeit verhandeln. Es wird aber förderlich sein, wenigstens nach meinem Dafürhalten, wenn die geistlichen Räte, wie ich sie geheissen, auch von dem ordentlichen Bischöfe oder von mehreren eine Vollmacht sich verschaffen, damit sie in ihren Vorschlägen mehr Gewicht haben und alles der Sache der Kirche Förderliche besser anordnen oder durch Eure Hoheit anordnen lassen.“<sup>4)</sup>

Die staatliche Gewalt soll also rücksichtslos gegen die Ketzer vorgehen, aber nicht allein Hand in Hand mit der bischöflichen, sondern als ihre Dienerin, in ihrem Auftrag. Stärkung des Episkopalismus gegenüber der landesherrlichen Gewalt, dafür arbeitet Canisius allezeit. Während Ignatius mit den Bischöfen Fühlung sucht, weil er weiß, wie wichtig sie für die Ausbreitung seines Ordens sind, tritt Canisius für sie ein, weil er die göttliche Autorität in ihnen verehrt und eine Stärkung katholischen Lebens ihm bei einer Nichtachtung der bischöflichen Gewalt unmöglich erscheint. Und wenn ein gründlicher Kenner jesuitischer Geschichte und jesuitischen Wesens im allgemeinen von den Jüngern dieses Ordens schreiben kann: „Die Jesuiten, welche in ihrer Theorie die bischöfliche Gewalt so sehr herabsetzten, achteten auf die Würde und Rechte derselben auch in ihrer Praxis nicht,“ so paßt das, wie so manches andere Jesuitische, nicht auf Canisius.<sup>5)</sup>

König Ferdinand und Bischof Otto von Augsburg waren zunächst die beiden ihm eng verbundenen Männer, die Canisius für seine Gedanken zu gewinnen suchte. Sie waren es aber auch, die den Jesuiten in die Kirchenpolitik hineinzogen. Er begleitete zunächst als beratender Freund den Augsburger Bischof 1556—57 auf den Reichstag zu Regensburg. Welche Wirksamkeit hat er dort entfaltet?

### Der Reichstag zu Regensburg 1556/7

Ein Hauptgegenstand, der den Reichstag zu Regensburg beschäftigten sollte, war die Frage, wie eine Vereinigung der getrennten Bekenntnisse zu erreichen sei. Wäre es nach der Stimmung



der beiden Parteien gegangen, so hätte dieser Gegenstand den Reichstag wohl nicht beschäftigt: auf beiden Seiten hatte man gegen diese Frage einen Widerwillen gefaßt. Aber der Kaiser war verpflichtet, darüber verhandeln zu lassen, denn unter dieser Bedingung war der Religionsfriede 1555 geschlossen worden.

Ein Ausschuß behandelte die heikle Frage.<sup>6)</sup> Zwei Wege blieben für einen Ausgleich möglich: das Konzil oder das Religionsgespräch. Für letzteres traten die protestantischen Stände entschieden ein, denn sie versprachen sich davon einen Gewinn für ihre Partei. Wie Ein Mann standen die Evangelischen. Unter pfälzischer Leitung einten sie sich hier zum ersten Mal zu einer protestantischen Partei. Auf katholischer Seite war dagegen Meinungsverschiedenheit, Mißtrauen, Mangel an gegenseitiger Fühlung, an einheitlichem Vorgehen und Selbstgefühl. Niemand wagte eine entschiedene Sprache zu führen. Nur einer sprach schneidig und voll Selbstgefühl: Otto von Augsburg. Was er sagte, war im Kopfe des Canisius entsprungen. Die Versammlung konnte merken, daß ein neuer Geist auf katholischer Seite sich zu regen begann. Hier war deutlich die Stimme zu hören, die jede Annäherung an die Evangelischen verabscheute. Von einem Religionsgespräch konnte für diese Anschauung nicht die Rede sein. Die Verhandlungen des Religionsausschusses führten zu keinem festen Beschluß. Ob Konzil, ob Religionsgespräch, darüber sollte der König entscheiden. Sein Urteil fiel zu Gunsten der Meinung der evangelischen Stände aus; nicht als ob er sich über die Abneigung der beiderseitigen Bekenntnisse gegen eine Religionsvergleichung einer Täuschung hingegeben hätte, aber seine Pflicht schien diesen Entscheid zu fordern.

Wie ernst Ferdinand die Frage des Religionsvergleichs nahm und wie es ihm nicht bloß darum zu thun war, sich oberflächlich mit ihr abzufinden, zeigt sich darin, daß er eine besondere Kommission mit der Erörterung darüber beauftragte, ob sich durch ein Kolloquium ohne Schaden des römischen Stuhls eine Religionsvereinigung erzielen lasse. Die Kommission bestand aus zwei Bischöfen und fünf Theologen. Wer sie waren, wissen wir nicht genau. Wahrscheinlich nahm auch Georg Wigzel an diesen Beratungen teil.<sup>7)</sup> Canisius schreibt darüber: „Der König hat

mir unter ihnen (den Kommissionsmitgliedern) den Vorsitz übertragen. Darnach mögt ihr die Gelehrsamkeit und Bedeutung der anderen ermessen.“<sup>8</sup>) Das Gutachten des Jesuiten enthielt natürlich eine volle Verwerfung des Kolloquiums und empfahl als einziges Mittel des Friedens — nicht das Konzil (Canisius war klug genug zu wissen, daß darauf nicht zu rechnen sei), sondern die Unterwerfung unter die Entscheidung der Kirche. Wer sie nicht höre und sich ihren Aussprüchen nicht füge, der müsse nach Christi Wort für einen Ketzer und Heiden gehalten werden. Deutlich zeige die Erfahrung, namentlich der letzten Jahre, daß die Religionsgespräche und Streitigkeiten, weit entfernt Nutzen gestiftet zu haben, nur zum größten Schaden des katholischen Glaubens ausgefallen seien. Man vergeude nutzlos die Zeit mit gegenseitigem Hin- und Herzanken, die Gemüther erhitzen sich und man trenne sich immer mehr. Die Ketzer in ihrer hochfahrenden Art wollten die Oberhand haben, und wo man mit Gründen nicht durchdringe, halte man sich an Beleidigungen. Das Ende sei, daß sie sich den Sieg zuschrieben und die verkehrtesten Gerüchte verbreiteten, zu geringer Ehre des Glaubens und zum Uergerniß der Gläubigen. Er müsse Seiner Majestät raten, ohne Vollmacht und Zustimmung des Papstes das Kolloquium nicht halten zu lassen.<sup>9</sup>)

Eine Denkschrift, die denselben Gedanken: nicht Ausgleich mit den Evangelischen, sondern Ueberwindung derselben vom Boden der Kirche aus, entwickelte, verteilte Canisius unter den katholischen Ständen zu Regensburg, um auf diese Weise auf sie zu wirken.

In seinen Briefen nach Rom giebt er unverhohlen dem Widerwillen Ausdruck, den er gegen diese Thätigkeit empfindet. Erklärlich genug! Es läßt sich kein größerer innerer Gegensatz denken, als er zwischen den Gedanken, die der Jesuit bewegte, und den Grundsätzen bestand, auf denen die ganze Reichspolitik fußte. Canisius wußte noch nicht, daß die Politik der fruchtbarste Boden für seine Interessen sei. „Da ich mein so geringes Geschick kenne, meine große Schwächlichkeit und Unkenntnis, so möchte ich um jeden Preis hier loskommen und lieber in Indien betteln gehen, als mich in so viele gefährliche, krumme Händel verwickeln, in denen man oft nur ewige Schande erntet und die Rechte des heiligen Stuhles bloßstellt.“ So schreibt er einmal nach Rom.

Und ein anderes Mal, als er von der Kommissionsthätigkeit berichtet, gesteht er, daß er nur auf das Zureden des Kardinals Otto bleibe, der es für notwendig halte, daß er gegen die viel zu weit gehenden Zugeständnisse, die die deutschen Theologen, „wie sie alle sind,“ nach ihrer Gewohnheit machten, seine Meinung als Gegengewicht zur Geltung bringe.<sup>10)</sup> Als aber das Religionsgespräch wirklich beschlossene Sache und unter die Kollokutoren (so nannte man die ersten der zum Kolloquium abgeordneten Theologen) auch Canisius gewählt war, da schrieb er an Laynez, „daß er sich keinen anderen Rat wisse, von dieser Sache loszukommen, als daß er ihn bitte zu verhindern, daß mit seiner Person etwas dem heiligen Stuhl Mißfälliges geschehe.“ Der König werde mit seiner Wahl sogar zufrieden sein. Das war auch der Fall, denn dieser schrieb selbst an Laynez um Genehmigung für die Teilnahme der beiden Jesuiten (auch Gaudanus war mit gewählt) an dem Religionsgespräch.<sup>11)</sup> Und Laynez gestattete unserem Jesuiten nicht, den Reichstag vor dessen Schluß zu verlassen, und so wenig auch das Religionsgespräch nach dem Sinne des Papstes war, ja gerade deshalb, ward er auch von der Teilnahme hieran nicht entbunden, obwohl noch am 13. März Canisius nach Rom geschrieben hatte: „Ich werde mir, soviel ich kann, mit der Gnade Gottes meine Freiheit von diesen Fesseln bewahren und eurer Verfügung über mich entgegensehen und nichts lieber thun, als mich aus den Plänen dieser Leute herauszuziehen und anderen dieses Sprech- und Disputiergeschäft zu überlassen, für das ich meine Schultern kaum gewachsen erachte.“<sup>12)</sup>

Diese mißbergnügte Stimmung war nicht erheuchelt. Zu empfindlich mußte er die Macht der Protestanten, die Ohnmacht der Katholiken fühlen, und Erfolg schien nicht die Politik, sondern die Praxis zu verheißen. Aber daß er zur politischen Thätigkeit nicht geeignet gewesen sei, das war ein Irrtum. Er hat mit seiner schlauen, zähen Klugheit, mit seiner ebenso entschiedenen als raschen Art, die Dinge zu erkennen und anzufassen, mit seiner schmeichlerischen Kunst, die maßgebenden Persönlichkeiten zu beherrschen, auf den Gang der Ereignisse einen zwar stillen, aber wesentlichen Einfluß ausgeübt. Das zeigte sich sofort auf dem Religionsgespräch, das vom September an in Worms gehalten wurde.

Dort brachte er den ersten Punkt seines Programms zum Sieg, was ihm in Regensburg noch nicht gelungen war: keine Annäherung an die Protestanten, kein Eingehen auf sie.

#### Das Religionsgespräch zu Worms 1557 und der Reichstag zu Augsburg 1559

„Auf das Kolloquium blicken alle in Deutschland mit der größten Erwartung,“ schrieb Canisius von Worms nach Rom.<sup>14)</sup> Das konnte freilich nicht heißen, daß man sich wirklich eine Ausöhnung der streitenden Parteien versprach. Der Riß war zu tief, jetzt auch schon zu alt, um geheilt zu werden. Aber darauf war man wohl gespannt, welche Partei den größten Nachteil von dem Gespräche haben würde. Am ungünstigsten waren da freilich die Aussichten für die Evangelischen, deren politische Vertreter auf dem Reichstag zu Regensburg sich wohl zu einer festen Partei zusammengeschlossen hatten, deren dogmatische Uneinigkeit aber nur zu offen zu Tage lag. Zwar hatten im Juni 1557 die protestantischen Stände auf einer Versammlung in Frankfurt unter einander Frieden geschlossen, um sich für die Tage in Worms zu rüsten, aber Flacius hatte doch das friedliche Einvernehmen sofort wieder gestört. Die Gegenpartei blieb die Antwort nicht schuldig. Man brachte den inneren Riß mit nach Worms.<sup>14)</sup>

Man hat sich gewöhnt, die Schuld der Auflösung des Wormser Gespräches der Uneinigkeit der Evangelischen auf die Rechnung zu setzen.<sup>15)</sup> Dieser Zwist bot aber der katholischen Gegnerschaft nur die Handhabe, um das Kolloquium zu sprengen, auf das sie bloß widerwillig eingegangen war. Vor allem war es Canisius, der den Versuch der Einigung absichtlich und mit schlauer Ueberlegung vereitelt hat.

Der Jesuit kam über Rom nach Worms. Das ging so zu. In den ersten Tagen der Woche nach Ostern 1557 sollte in Rom die Wahl des neuen Ordensgenerals stattfinden. Laynez hatte unseren Jesuiten, sowie dessen Genossen Gaudanus und Lanoius zu dieser wichtigen Handlung nach Rom berufen. In der Osterwoche trafen diese drei in der heiligen Stadt ein. Wenn Canisius etwa hoffte, der römische Aufenthalt werde ihn von Worms fernhalten, so irrte er. Er ward von Rom nach Worms geschickt

und zwar vom Papste selbst. Die Bedeutung dieser Thatsache tritt erst ins richtige Licht, wenn man bedenkt, daß damals zwischen Paul IV. und den Jesuiten ein offener Gegensatz bestand. Der Papst, voll Mißtrauen gegen sie, hatte ihnen verboten, Rom zu verlassen. Für die beiden Jesuiten aber, die nach Worms bestimmt waren, ließ der Papst sein Verbot nicht gelten. Die Zeit drängte. König Ferdinand begehrte dringend seine Kollatoren. Der Papst mißbilligte ja das Kolloquium, um dessen Zustandekommen er gar nicht einmal gefragt worden war, auf das allerentschiedenste. Wie günstig war die Gelegenheit durch Zurückhalten der beiden Jesuiten dem Kaiser Schwierigkeiten zu bereiten, (denn an einen Ersatz für jene war so schnell nicht zu denken) das Kolloquium dadurch zu verzögern und vielleicht ganz zu hindern! Paul mußte seine guten Gründe haben, wenn solche Gedanken ihm nicht kamen und er die Jesuiten Canisius und Gaudamus nicht nur an der Reise nach Deutschland nicht hinderte, sondern sie, indem er sie durch Reisegeld unterstützte, geradezu als seine Boten abordnete.<sup>16)</sup> In Deutschland war man blind genug, darin eine Zustimmung des Papstes zu dem geplanten Vermittlungsversuch zu sehen.<sup>17)</sup> Gerade das Gegenteil bedeutete die päpstliche Sendung der Jesuiten: Vereitlung des Wormser Gesprächs um jeden Preis; und das Scheitern des Planes mußte als die Schuld der Protestanten erscheinen. Das war die geheime Instruktion, die Canisius in Rom empfing und der er streng gehorsam sich erwiesen hat.<sup>18)</sup> Wunderliche Stellung, die Canisius einnahm! Der König beruft ihn und der Papst instruiert ihn zum Wormser Gespräch! Er läßt sich von beiden Gegnern benutzen, und im Grunde benutzt er sie, um seine Gedanken hinauszuführen.

So zog Canisius über die Alpen. Vor Ende August traf er in Worms ein.<sup>19)</sup> Des Sieges war er von vornherein nicht gewiß. Mit banger Sorge ging er dem Gespräch entgegen, denn er wußte, daß die Katholischen bisher den kürzeren gezogen hatten, sobald sie sich auf einen geistigen Waffenkampf eingelassen hatten.

Seine nächstliegende Aufgabe war, mit seiner Anschauung die Oberhand unter den katholischen Genossen zu erlangen. Es fehlte unter diesen nicht an friedliebenden Elementen, die in guter

nationaler Gesinnung von der prinzipiellen Schärfe eines Canisius weit entfernt waren und die es nicht als ihre Aufgabe von vornherein ansahen, das ganze Unternehmen scheitern zu machen. Schon der Vorsitz lag in der Hand eines Mannes, der als ein Typus katholischer Milde gelten konnte, des Bischofs Julius von Pflug. Da war ferner Michael Helding, Bischof von Merseburg, „einer von den erasmischen und politischen Papisten, welche das Unrecht des Papstes größtenteils erkannten, aber doch mit menschlichem guten Schein zu stützen sich bemühten,“<sup>20)</sup> da war Georg Witzel, ein entschiedener Reformkatholik; dahin gehört auch Johann Delphius, Weihbischof von Straßburg und Johann Gressenifus, Hofprediger des Herzogs Albrecht von Baiern, endlich Matthias Sithard von Aachen, der bei seiner fast evangelischen Gesinnung ein charakterloser Mensch gewesen zu sein scheint.<sup>21)</sup> Diese Namen vertreten den milden, national gesinnten, zu Zugeständnissen und Reformen geneigten deutschen Katholizismus. Um ihnen ein Gegengewicht gegenüberzustellen, setzte es Canisius bei Ferdinand durch, daß Löwener Professoren herangezogen wurden, deren er als Gesinnungsgegnern von vornherein sicher war.<sup>22)</sup>

Und es gelang ihm, Herr der Situation zu werden. Er war die Seele des Ganzen. Er gesteht selbst, auch hier sein Verdienst nicht unter den Scheffel rückend, daß kein anderer unter den katholischen Theologen soviel durch Wort und Schrift gearbeitet habe, als er. Oft habe die Zeit zum Messelesen gefehlt.<sup>23)</sup>

Daß auch auf katholischer Seite eine doppelte Strömung vorhanden war, ist den Evangelischen nicht entgangen. Sie wußten auch, was sie von den „Löwenern,“ wie sie die strenge Partei wohl nannten, zu fürchten hatten.<sup>24)</sup> Ihre Furcht war nicht unbegründet.

Der Ton, welchen die Katholischen im Anfang des Gesprächs, das am 11. September eröffnet worden war, anschlugen, war überraschend mild, während Melanchthon gleich in der ersten Sitzung eine sehr scharfe Sprache führte.<sup>25)</sup> Ja, selbst als Canisius zum ersten Mal das Wort nahm, sprach er vorsichtig, voll Freundlichkeit und Friedfertigkeit, aber mit schlauer Ausnutzung des Augenblicks. Er begann mit der Bitte, jederzeit kurz und bescheiden die Meinung vortragen zu wollen, wie es der Zweck

des Kolloquiums fordere und wie sie, die Katholischen, jederzeit bemüht seien. Aber gegen die „Herren und Freunde“ des andern Theils müßten sie den Vorwurf erheben, daß sie es nicht ebenso hielten. Darauf wandte er sich der Rede Kargs, eines der evangelischen Kollokutoren, zu, die, in der vorigen Sitzung gehalten, in ihrem ersten Teil von den Ursachen der Kirchenspaltung, im zweiten vom Alter der Lehre und von dem Vorschlag handelte, auf die vor vierzig Jahren geltende Lehre zurück zu greifen. Die Protestanten, bez. Karg, hätten, so führte Canisius aus, ganz zur Unzeit Klagen über die Mißbräuche der Kirche erhoben, worüber andern Orts zu reden gewesen wäre, dagegen zur Sache hätten sie nichts vorgebracht. Deshalb falle die Schuld auf sie, wenn auch die Katholischen jetzt nicht zur Sache reden würden. Vier Punkte habe Karg's Rede behandelt. In zweien sei man einig, nämlich darin, daß sie, die Protestanten, die reine, einfältige und durch keine anderen Dogmen vermischte Augsburgerische Konfession anerkennen, und zweitens darin, daß man schriftlich unterhandeln und sich dabei an die vorgelegten Artikel halten wolle. Nur eins fühlte sich Canisius veranlaßt hinzu zu fügen: „Was die erwähnte Lehre der reinen Augsburgerischen Konfession betrifft, so bitten wir auch jetzt, wie vorher (Bischof Helding hatte nämlich bereits in einer der ersten Sitzungen dieselbe Forderung gestellt), weil die Lehre in den Kirchen, welche dieses Bekenntnis anerkennen, sehr verschieden ist und bisweilen sogar mit den wichtigsten Artikeln streitet, daß ihr alles, worin sie von euch abweichen und was doch der katholischen, von uns verteidigten Wahrheit zuwider ist, mit uns auch ausdrücklich und klar ohne Bedenken verdammt.“<sup>26)</sup> Mit dieser Forderung schien man nur im Recht zu sein und im Interesse der Sache zu handeln. In Wahrheit hoffte Canisius und seine Partei, an diesem Punkte die Zwietracht der Protestanten zu hellen Flammen sich entzünden und damit das Gespräch unmöglich gemacht zu sehen. Aber so schnell kamen sie nicht ans Ziel. Melanchthon gab zunächst keine Antwort, da er bereits vorher und nachher noch einmal durch Karg die beruhigendsten und bestimmtesten Erklärungen in diesem Punkte abgegeben hatte. Im weiteren Verlauf seiner Rede zeigte sich Canisius scheinbar sehr entgegenkommend: „Wenn die Herren Kollo-

futoren des anderen Theils, wie sie beteuern, die Ehre Gottes und das Heil der Seelen im Auge haben, so war hierzu keineswegs von Nöten, uns, die wir die katholische Lehre verteidigen, so gehässig durchzuhecheln und uns mit der Aufführung von Mißbräuchen, die auch wir verabscheuen, zu beschweren. Wir verteidigen nicht und haben nicht verteidigt Irrtümer oder abergläubische Gebräuche, die sich im Gegensatz zum ehrwürdigen Altertum erhoben haben. Was geht es das Kolloquium an, was vom Ablasshandel, käuflichen Messen, Sakramentsentheiligungen, Schwärmereien der Wallfahrer und anderen ungeheuerlichen Dingen beigebracht wurde, da weder wir noch irgend ein Lehrer der Kirche von gesundem Urtheil je dergleichen gebilligt hat? Hierbei können wir nicht verschweigen, daß unter Mißbräuche auch solches, was zur Glaubenslehre gehört, fälschlich gezählt wird, da doch zwischen Glauben und Sitte ein himmelweiter Unterschied festzuhalten ist.“ Ja Canisius beteuerte, daß sie längst nicht alle Lehren aufrecht erhalten wollten, die vor der Spaltung von einzelnen Lehrern verteidigt worden wären, sondern nur die katholische Lehre, worin alle übereingestimmt hätten. Klang das nicht entgegenkommend und im Geiste der Versöhnlichkeit? Und doch, als Canisius sah, daß dieser Weg nicht zum Ziele führte, schlug er den entgegengesetzten ein. Als er in der Sitzung vom 20. September in der Frage der Erbsünde wieder das Wort nahm, führte er eine ganz andere Sprache. Den ganzen Gegensatz beider Parteien brachte er rückhaltlos zum Ausdruck. Die Grundlage aller weiteren Verhandlungen, so sagte er, sei eine Einigung über die Prinzipien. Denn mit dem, der die Prinzipien leugne, sei überhaupt nicht zu disputieren. Die Bedingung für die Fortsetzung des Gesprächs sei die Anerkennung der Kirche als Schiedsrichterin in Glaubenssachen. Schon diese Forderung, bedeutete die Aufhebung des Gesprächs. Aber Canisius legte eine zweite Mine; er weiß geschickt wieder die Zwietracht der Protestanten zur Sprache zu bringen. Nachdem er in scharfen Worten den beleidigenden und anmaßenden Ton der Protestanten getadelt hat, geht er mit steten Seitenblicken auf die anwesenden protestantischen Parteien die Lehren durch, die unter diesen streitig waren. Und das alles mit einem Anflug von Spott und einem



verletzenden Hinweis auf die ketzerischen Lehren der ersten christlichen Jahrhunderte!

Um aber des Erfolges ganz sicher zu sein, trat nun, nachdem die Situation vortrefflich vorbereitet war, Helding nochmals mit der oben erwähnten Forderung hervor, die Protestanten sollten ausdrücklich die Zwinglianer, die Calvinisten, Osiander u. a. von ihrem Bekenntnis ausschließen. „Diese Frage stellen wir nicht in gehässiger Gesinnung, sondern im Zwang der Notwendigkeit, und bitten deshalb unterthänig, uns auf diese Frage eine Antwort zu geben.“ Da nahm Melanchthon, in hellem Zorn, das Wort: „Die Herren haben gehört, was für einen großsprecherischen Redner — er meinte Canisius — sie gegen uns losgelassen haben. Wenn sie in dieser Weise mit uns streiten wollen, werden wir ihnen mit gleicher Münze hinreichend zahlen. Wir erwarteten einen anderen Ton. Das ist nicht der Weg zur Wahrheit oder zu gegenseitiger Verständigung.“ Helding suchte begütigend einzulenken. Zu spät. Melanchthon brauste auf: „Wir wollen's euch reichlich heimzahlen, davon seid überzeugt!“ So ging man auseinander.

Das Gespräch war gescheitert. Denn nun loderte der Zwist unter den Protestanten hell auf, die Flacianer zogen von Worms ab. Umsonst versuchte Pflug den Zwischenfall als eine Privatangelegenheit der Protestanten hinzustellen, umsonst bemühte er sich, die Katholiken, die in keine weitere Verhandlung, und zwar auf Grund des Regensburger Abschieds, eintreten zu können erklärten, umzustimmen. Das Gespräch hatte sein Ende.

Die katholische Partei erhob ein Triumphgeschrei aller Orten. War doch der Schein gegen die Protestanten, als seien sie allein schuld an dem Scheitern des ganzen Unternehmens. Und wenn wir auch nicht sonderlich Ursach haben, über die Auflösung des Wormser Gesprächs zu klagen, so erfordert doch die geschichtliche Gerechtigkeit, es anzuerkennen, daß die Katholischen, in Sonderheit Canisius, diesen Gang der Dinge absichtlich herbeigeführt haben.<sup>27)</sup> Er schreibt das selbst ganz offen nach Rom: „Wir müssen Gott von Herzen danken, daß diese Gefahr endlich vorüber ist, und daß wir von hier abreisen können, nicht allein ohne Schädigung der katholischen Religion, sondern mit dem Erfolg des Zwiespalts und

der Verwirrung auf Seiten der Gegenpartei. Die Katholischen waren der Meinung, daß es nicht förderlich sei, das Gespräch fortzusetzen und zu unterstützen, zumal sich eine günstige Gelegenheit fand, es abzubrechen, denn ein Vorteil war nicht zu erhoffen. Die Gegner fühlten lebhaft, daß wir mit Begier die Gelegenheit zu gehen ergriffen haben, da sich die Gestalt des Gesprächs durch die Abreise derer gänzlich geändert hat, die sich jetzt beklagen, ausgeschlossen und gewaltsam von ihren Lutherischen Genossen verdrängt worden zu sein. Wir konnten das Vorgefallene ja unberücksichtigt lassen, aber da wir von Anfang gesehen hatten, daß sich nichts Gutes daraus gewinnen ließe, sind wir bei unserem gefaßten Plane stehen geblieben und wollten keine weiteren Versuche machen, die unbezwingbare Hartnäckigkeit dieser Leute zu besiegen. Gepriesen sei Gott, der uns von diesen bejammernswerten Menschen befreit, die wir doch auch sehr beklagen können, nämlich wegen ihrer Verblendung, Verhärtung, Bosheit, Verschlagenheit, Schamlosigkeit, Sophisterei, Hartnäckigkeit, Aufgeblasenheit und Gottlosigkeit; aber befehren werden wir sie nie können, da sie sich nie werden für besiegt ansehen wollen.“<sup>28)</sup>

Mit großer Befriedigung schaut Canisius auf den Gang der Dinge in Worms. Er erwartet davon eine große Stärkung der katholischen Sache; die Fürsten werden durch Einsicht in die Akten die Evangelischen in ihrem Verhalten nur verurteilen können und auf den Versuch eines Religionsausgleichs für immer verzichten.

Er fährt in demselben Briefe fort: „Zudem wird es vielleicht geschehen, daß die Fürsten in Zukunft von solchen Gesprächen nichts mehr werden wissen wollen und, belehrt durch die Erfahrung, daß ihre Heilmittel nichts helfen, sich an das Letzte halten, was uns nun in Deutschland bleibt, um den Glauben blühen zu machen, das ist das allgemeine Konzil. Das wünschen viele fromme Männer, etliche versprechen es sich von diesem Papste, doch fehlt es nicht an anderen, die Befürchtung hegen. Gott wolle mit seiner Weisheit für diese Uebel die Aerzte und rechten Heilmittel verordnen.“

Canisius hatte ganz recht, wenn er in der auf dem Wormser Kolloquium hervortretenden Uneinigkeit der Protestanten eine Niederlage derselben sah. Die Wirren der nächsten Jahre waren

nur zu geeignet, das Urteil über den inneren Zerfall des Protestantismus zu befestigen.

Es galt diesen Vorteil nach Kräften auszunutzen, vor allem Ferdinand in seinem Widerstand gegen die Evangelischen zu bestärken und ihn immer mehr mit den jesuitischen Reformgedanken zu durchdringen. Dazu drängte namentlich die Kunde, daß die Wiener Jesuitenniederlassung bedroht sei und daß sich Ferdinand neuer Zugeständnisse gegen die Evangelischen nicht werde erwehren können.<sup>29)</sup> So klingt denn durch die Briefe des Canisius in dieser Zeit ein fast hoffnungsloser Ton. „Frucht können wir, so scheint es, hier anders keine erzielen, als in Geduld, indem wir in Hoffnung gegen alle Hoffnung arbeiten und alles bei Seite lassen, damit wir wenigstens einigen wenigen im großen Haufen derer, die zu Grunde gehen, helfen.“<sup>30)</sup> Mit um so größerer Freude benutzte er die Gelegenheit, mit Ferdinand persönlich zu verhandeln.

Als dieser nämlich im Februar 1558 nach Frankfurt a. M. zum Kurfürstentag reiste, traf er mit Canisius, der durch allerlei Geschäfte und Reisen von Oesterreich fern gehalten wurde, in Nürnberg zusammen. Der Kaiser, der nicht in bester Stimmung war, gestand, daß er aus den Worten seines Beichtvaters „großen Trost gefaßt habe.“<sup>31)</sup> Er empfahl sich und seine Sorgen den Gebeten des Canisius und seiner Gesellschaft. Auch brieflich erinnerte der Jesuit noch den König an seine Pflichten gegen den katholischen Glauben.

Aber noch einen Weg mußte Canisius einzuschlagen, um Ferdinand zu beeinflussen. Er war in jener Zeit in Dillingen bei seinem Freund Otto von Augsburg. Aus dessen Feder liegt ein Brief-Konzept an Ferdinand vor, das diesem einen eigenen Reformplan vorlegt. Wenn es nun an sich wahrscheinlich ist, daß beide Freunde die Verfasser dieses Schriftstückes sind, so zeigt doch der Inhalt, daß es im wesentlichen das geistige Eigentum des Canisius ist, denn es deckt sich in den Hauptgedanken ganz mit jenem Reformentwurf, durch den Canisius die frühere Verbindung mit dem Kardinal erneuert hatte. Von der Wiederholung eines Kolloquiums sei abzusehen, die Protestanten seien sich selbst zu überlassen. Dagegen sei es die Pflicht des Königs als obersten

Schirmherrn der Kirche, einen kräftigen Anstoß zur Reform der Mißbräuche zu geben, in denen die Spaltung ihre Ursache und ihre fortgesetzte Nahrung habe. Und zwar sollen zu dieser Reform alle deutschen Bischöfe herangezogen werden, damit gemeinsam und einheitlich vorgegangen werden könne. Eine Kirchenkonferenz sei einzuberufen, natürlich mit Ausschluß der Protestanten. Wie ein wertloser Zusatz erscheint es, wenn hinzugefügt wird, daß der Papst um Unterstützung angegangen werden sollte.<sup>32)</sup> Denn es lag auf der Hand, daß bei dem gespannten Verhältnis zwischen König und Papst an eine solche nicht zu denken war. Denselben Gedanken einer deutschen Bischofskonferenz hatte Canisius ja schon vor zwei Jahren dem Kardinal entwickelt, nur daß er damals die Initiative von den Bischöfen erwartete.

Aber hatte nicht Canisius in jenem ausführlichen Berichte über das Wormser Kolloquium das allgemeine Konzil als das einzige Heilmittel hingestellt? Haben wir dennoch ein Recht, die Aeußerungen des Kardinals auf ihn zurückzuführen? Ja, kann es nicht widerspruchsvoll erscheinen, wenn wir Canisius sonst bitter über die Lässigkeit und Energielosigkeit der deutschen Bischöfe und des Klerus überhaupt klagen hören, und hier erwartet er gerade von diesem Kreise eine kraftvolle Reform? Darauf ist zu erwidern, daß er trotz der dunklen Berichte, die er nach Rom zu senden pflegte, doch noch ein gutes Zutrauen zu den deutschen Bischöfen hatte. Das zeigte sich später sehr klar, als er ihr Fernbleiben vom Tridentiner Konzil als eine bittere Enttäuschung empfand. Und was den ersten Punkt betrifft, so schloß eine Konferenz der deutschen Bischöfe das Konzil noch nicht aus. Jene konnte diesem vorarbeiten, und die Bemerkung des Canisius in jenem Briefe aus Worms, daß zwar etliche vom gegenwärtigen Papst das Konzil erwarteten, andere aber voller Befürchtungen seien, läßt doch vermuten, daß er selbst zu den letzteren gehörte, da er diese Ansicht mit keinem Wort zurückweist. Etwas mußte geschehen. Der gute Eifer Ferdinands mußte ein erreichbares Ziel und einen fruchtbaren Boden haben. Es galt, ihn in immer festere Verbindung mit den Katholischen zu bringen, damit er sich nicht zu Zugeständnissen gegen die Evangelischen hindrängen ließ.

Der schroffe Gegensatz, in den sich Paul IV. gegen Ferdinand gesetzt hatte, trat gerade bei der eben stattfindenden Kaiserwahl offen zu Tage. Bekanntlich wollte der ganz von mittelalterlichen Ideen über seine Gewalt beherrschte Papst weder die Abdankung Karls V. noch die Wahl Ferdinands anerkennen. Mit polternden Worten hat er dagegen geeifert.<sup>33)</sup> In Deutschland gehörten auf allen Seiten die Sympathien dem Kaiser, selbst unter den Katholischen, und daß auch für Canisius die Haltung des Papstes nicht maßgebend, daß er nach wie vor dem Kaiser ergeben war, geht nicht allein aus dem engen persönlichen Verkehr auch der damaligen Zeit, aus dem eben erwähnten, gegen den Kaiser so vertrauensvollen Reformplan hervor, sondern vor allem daraus, daß Canisius ungeachtet des päpstlichen Widerspruchs gegen die Kaiserwahl Ferdinands seinen Priestern als Ordensprovinzial sieben Messen für den glücklichen Erfolg dieses Ereignisses vorschrieb und bei Laynez sogar um die Gebete der ganzen Gesellschaft bat.<sup>34)</sup>

Und Ferdinand kam selbst seinem Jesuiten entgegen. Gleich auf dem Fürstentag zu Frankfurt wußte er es bei den geistlichen Kurfürsten durchzusetzen, daß auf einer Versammlung aller deutschen Bischöfe über Reform zu beraten sei.<sup>35)</sup> Auch kam wirklich zu Speier ein Kirchentag zu Stande. Der Bischof von Merseburg arbeitete daraufhin einen neuen Reformationsplan aus. Die Sache wurde auf dem Reichstag zu Augsburg 1559 weiter verfolgt. Dort trat eine beratende Versammlung geistlicher Deputierter unter Bischof Pflugs Vorsitz zusammen. Der Kaiser selbst nahm da das Wort und sprach sich ganz in dem Sinne seines Jesuiten aus, den er übrigens zu seiner persönlichen Beratung aus dem fernen Polen, wo wir Canisius noch werden aufzufuchen haben, herbeikommen ließ.<sup>42)</sup> Wieviel ihm an der Gegenwart des Canisius in Augsburg lag, geht daraus hervor, daß er deshalb sich selbst unmittelbar an Laynez wendete. Die feste, entschiedene Haltung, die der Kaiser vor den Reichsständen, namentlich gegenüber der Forderung der Protestanten, den geistlichen Vorbehalt aufzuheben, zeigte, ist zum guten Teil auf Canisius zurückzuführen; freilich hat auch König Philipp nicht unterlassen, seine warnende Stimme zu erheben.<sup>37)</sup> Aber Canisius selbst trat in Augsburg von neuem auf das entschiedenste für Reform ein,

er schlug den Bischöfen vor, Schulen, natürlich jesuitische, zu errichten. Er fand allseitig Zustimmung. Der Reformationseifer der Bischöfe war so lebendig und gab ihnen ein solch frohes Vertrauen auf die eigene Kraft, daß man sich vernehmen ließ, „auch wenn der Kaiser entgegen wäre, müßte dieses Mittel versucht werden, um wie vielmehr und mutiger nun, da ein gottgefälliger Kaiser sie (die Reform) wolle und befehle. Der Papst und die Kurie seien sich selbst zu überlassen.“<sup>38)</sup> Wir besitzen etliche Denkschriften kaiserlicher Theologen, die den Geist eines kräftigen Episkopalismus atmen. Die Reform sei von den Bischöfen zu unternehmen und dazu seien sie sogar von dem dem Papste geleisteten Eide „einigermaßen“ zu entbinden, damit die Kirchen in Deutschland „zu ihrer alten Reinheit, soweit das möglich, hergestellt werden.“ Dabei sollen es die Bischöfe nur wenig fürchten, „wenn einerseits Aulonien d. i. Italien, der Papst, widerstrebt, andererseits die Gegner aus den Deutschen dagegen streiten, daß das heilige Werk nicht vollzogen werde.“ Die Grundlagen und Fingerzeige für diese Reformen sollte man sich aus den Schriften der Protestanten nehmen. „Jene Vorwürfe der Gegenpartei, seien sie auch mit noch so feindlicher Feder vorgebracht, sollen, achte ich, aufrichtig unterschieden werden. Denn entweder ist das Vorgelegene von der Art, daß es durch heilige Schrift und älteste Lehren der Väter entschuldigt und verteidigt werden kann, wider alle Angriffe aller Sekten; — oder es gehört zu jener Klasse von Dingen, die kaum jemals vor Gott und offener Versammlung der Rechtgläubigen gebührend erwiesen und behauptet werden können. . . . Woraus hervorgeht, daß der ganze Angelpunkt dieses bischöflichen Geschäfts in zwei Dingen besteht, nämlich, daß sie das Bewährte behalten und das Unentschuldbare zu Grunde gehen lassen.“<sup>39)</sup> Hatte man auch durch das Kolloquium von Worms verlernt, auf eine Ausöhnung mit den Protestanten in absehbarer Zeit zu hoffen, so trat hier doch überall eine gewisse Anerkennung des Protestantismus und eine große Milde gegen seine Vertreter hervor.<sup>40)</sup>

Die kräftigen Reformgedanken, die wir bei dem Kaiser wie bei den Bischöfen sich regen sehen, nahm Canisius nicht etwa nur auf, sondern er weckte und nährte sie. Und das, während der

Papst Paul IV. das Recht der Reform allein für sich in Anspruch nahm und das Konzil als nutzloses Unternehmen verwarf.<sup>41)</sup> Man mag den Gegensatz des Jesuiten gegen die kaiserlichen Theologen noch so aufbauschen, das läßt sich nicht weglegen, daß Canisius selbst an diesen Gedanken vollen Anteil hat. Wie sehr er deutsch empfand und mit seiner Umgebung fühlte, das zeigt sich gerade hier. Der frische Eifer, der um diese Zeit durch die katholischen Kreise wehte, und den die Bischöfe vom Augsburger Reichstage mit heim nahmen, ist namentlich auf Canisius zurückzuführen.

---

## Viertes Kapitel

### Gegeureformatorische Wirksamkeit 1556—1566

Das Wirken des Canisius bewegt sich in zwei Bahnen: Arbeit am Volke durch Predigt und Unterricht und Arbeit an den Bischöfen und Fürsten für die weitere Ausbreitung des Ordens, für die Stärkung des katholischen Glaubens. Ein einziges Ziel, unverrückt festgehalten, verfolgt er überall und immer, aber überraschend ist die Beweglichkeit und die Unruhe, die sich durch seine Thätigkeit hindurch zieht. Still an einem Ort zu wirken, war ihm nicht möglich, weder durch die Verhältnisse noch auch durch seine ganze Art und Anlage. Diese Ruhelosigkeit und die Zähigkeit, womit er seine Ziele verfolgte, haben der Ausbreitung des Ordens und seiner Ideen die größten Dienste gethan. Gerade in dem Zeitabschnitt, den wir jetzt zu beschreiben haben, tritt beides recht deutlich hervor. In der Zeit von drei bis vier Jahren finden wir ihn in Regensburg, in Passau, in Innsbruck, in Worms; von hier eilt er auf acht Tage nach Köln, kehrt zurück, geht nach Straßburg i. E. und Freiburg i. B., von dort geht er über Dillingen, Ingolstadt, Nürnberg nach München; darauf finden wir ihn in Straubing, dann in Rom; von da führt ihn sein Weg nach Polen; über Prag kehrt er nach Augsburg zurück. Aus diesem kurzen Ueberblick seiner Wanderthätigkeit wird man den Eindruck empfangen, wie beweglich, aber auch wie widerstandsfähig dieser Jesuit gewesen sein muß. Ueberall ist er frisch, unermüdet, gewandt, voll scharfer Beobachtung. Ueberall knüpft er neue Beziehungen an und pflegt er die alten. Immer ist er bereit, immer fertig — einen unermüdeteren Streiter hat die katholische Kirche nie gehabt.



Als er die Kolleggründung in Ingolstadt glücklich zu Stande gebracht hatte, rief ihn eine Bitte des Domkapitels in das benachbarte Regensburg, um mit einigen Predigten auszuhelfen. Es war nicht seine Art, solche Bitten abzuschlagen. Zu Mariä Himmelfahrt (15. August 1556) predigte er zum ersten Male im Dom. Für Mariä Geburt (8. September) lud ihn das Domkapitel von neuem ein. Wie hätte Canisius zu einem Marienfest nicht predigen sollen! Aber er kam auch, „um mit dem Bischof und anderen manches zu verhandeln, was der Kirche und der darnieder liegenden Stadt von Nutzen sein könnte.“<sup>1)</sup> In Regensburg war, wie allenthalben in Baiern, der evangelische Glaube weit verbreitet; Predigten, wie sie der Jesuit hielt, waren unerhört. Da ihn der Reichstag daselbst festhielt, reihte sich bald Predigt an Predigt. Aber während er gerade von Regensburg aus einen eifrigen katholischen Gelehrten, den Professor Lindanus von Dillingen, zu größerer Mäßigung und Milde in der Polemik gegen die Ketzer ermahnt,<sup>2)</sup> scheint er selbst es für geraten zu halten, alle Rücksicht bei Seite zu setzen, ein deutlicher Beweis, daß seine Milde nur Fechterflugheit war. Er erregte durch seine Predigten einen Sturm der Entrüstung unter den Evangelischen.<sup>3)</sup> Aber er ließ sich nicht einschüchtern — aus guten Gründen. „Ich habe kürzlich geschrieben,“ so berichtet er an Laynez, „daß sich mir ein weites Feld in Regensburg eröffnet hat, wohin ich vom Klerus gerufen war, um mit Gottes Hilfe dem Predigen obzuliegen. Meine Bemühungen gereichen, Gott sei Dank, den Katholiken zu nicht geringer Stärkung und Hilfe. Aber die Ketzer, von denen hier alles voll ist, wurden toll gegen mich. Daher kam es zu Beleidigungen, Beschimpfungen und Verleumdungen gegen mich, auch wurden solche im Volke verbreitet. Das Ansehen der Reichsstände, die hier zum Reichstag versammelt sind, bewirkte, daß es nicht zu Schlimmerem kam und sie mich nicht aus der Stadt trieben, wie sie es einst mit P. Claudius seligen Andenkens gemacht haben. Die Katholischen bitten schriftlich den römischen König und den Herzog von Baiern, daß ich fortfahre, während des Reichstags dieses verderbliche Unkraut mit dem Schwert des Geistes auszujäten, welches ist das Wort Gottes, und sie wünschen, daß ich den ganzen Winter über hier bleibe. Viele sind ganz

bezaubert und sagen offen, daß es um das Luthertum geschehen sei, wenn der neue Prediger fortfährt, wie er begonnen hat. Aber die Meister der Keterei, die hier sind, schmauchen und toben und lassen kein taugliches Mittel unversucht, die Leute und Bestrebungen unseres Ordens nach ihrer gewohnten Art in Verwurf und Verachtung zu bringen, das heißt, siegen zu wollen mit Schmähung und Beschimpfungen, da sie auf eine andere Weise ihre schlechte Sache nicht verteidigen können. Aber ich werde, so ungern sie's haben, nicht aufhören zu predigen, da doch die königlichen Räte und die Katholischen mir gewogen und günstig sind. Nach meiner Meinung kann man nichts thun, was für Deutschland segensreicher wäre, gerade jetzt, wo man über die Religionsache verhandeln muß, da hier weder ein katholischer Theolog ist, noch sonst Jemand von Bedeutung. Nichts desto weniger hat mir P. Lanoy geraten, in Regensburg mit predigen fortzufahren, und ich glaube, daß der König und der Herzog von Baiern darüber ungefähr ebenso schreiben werden. Darum bitten mich auch inständig der Klerus, der Bischof, Doktor Lucretius (von Widmanstedt) und die anderen Katholiken, da sie keinen andern Prediger haben und für jetzt auch keinen haben können.“<sup>4)</sup> Dieser Brief zeigt, wie sich Canisius keine Gelegenheit zu wirken entgehen läßt, wie er jeden Vorteil, — hier die Verlegenheit der Katholischen um einen Prediger und die Gunst der katholischen Partei und Fürsten, — auszunutzen weiß. Er zeigt aber auch, wie ein Zug von Selbstbefriedigung und Eitelkeit durch das sonst so demütig erscheinende Wesen des Jesuiten sich hindurchzieht.

Den Eindruck seiner häufigen Predigten — in der Adventszeit predigte er dreimal in der Woche — verstärkte und ergänzte er durch Schriftchen, die er im Volke verteilte, und durch den persönlichen Umgang, den er mit den Mitgliedern des Reichstags pflegte.

Diese Thätigkeit fand im Oktober 1556 eine Unterbrechung. Ignatius war am 31. Juli gestorben. Zur Neuwahl eines Generals war die Abordnung auch deutscher Jesuiten nach Rom notwendig. Dazu hielt Canisius seinen ersten Provinzialkonvent in Passau am 4. Oktober 1556. Lanoy sollte mit ihm zur Wahl nach Rom gehen. König Ferdinand hatte seinem Beicht-

vater bereits einen zweimonatlichen Urlaub erteilt, ja die beiden Väter waren bereits in Padua, als von Laynez die Nachricht eintraf, daß die Wahl auf das nächste Frühjahr verschoben sei. So kehrte Canisius über Innsbruck und Dillingen nach Regensburg zurück.

Seine Romreise trat er, wie wir schon gesehen haben, im Frühjahr 1557 an. Noch immer aber konnte der kriegerischen Unruhen wegen die Wahl nicht vollzogen werden. Hätte nicht das Wormser Gespräch seine Anwesenheit in Deutschland notwendig gemacht, so wäre Canisius wohl noch länger in Rom festgehalten worden. Auf der Rückreise besprach er in München mit dem Herzog die Gründung neuer Kollegien.

Noch ehe das Gespräch in Worms eröffnet wurde, kam Canisius daselbst an. Auch hier bestieg er die Kanzel, auch hier war es das Domkapitel, das sie ihm bereitwillig zur Verfügung stellte, auch hier sammelten sich bald Evangelische wie Katholische um den Prediger, dem ein so großer Ruf vorausging. Sogar Melanchthon war einst unter seinen Zuhörern. Er hat nicht das beste Urteil über den Prediger. Aber auch sonst fand Canisius wenig Boden. Die Stadt war doch fast gänzlich evangelisch. Das mußte er bitter fühlen, als ein päpstliches Jubiläum ganz unbeachtet bei der Bevölkerung blieb. Während des Monats September nahm ihn die Arbeit, um derentwillen er eigentlich in Worms war, so ein, daß er kaum dazu kam, einmal eine Messe zu lesen, geschweige, daß er hätte predigen können. Erst in der Adventszeit fing er damit wieder an. Und wieder beseelt ihn die Hoffnung auf günstigen Erfolg. „Ich hoffe mit Gottes Hilfe in dieser Stadt eine nicht geringe Frucht zu sammeln, sowohl unter den Kindern, die ich zu unterrichten angefangen habe, als auch unter der Geistlichkeit, so sehr sie auch, wie das überhaupt in Deutschland allgemein ist, vielfach angesteckt ist. Die Zahl der Katholiken in Worms ist im Vergleich mit den Regern ziemlich gering. Am Feste des heiligen Andreas (30. Nov.) wurde ein katholischer Prediger, als er kaum die Predigt beendet hatte, in der Kirche zum Disputieren herausgefordert. Eine große Anzahl Lutherischer drängte sich um ihn herum und es fehlte wenig, so gab es einen Tumult. So groß ist der Uebermut und die Frechheit dieser Gesellschaft.“ <sup>5)</sup>

Aber auch von Worms aus sehen wir ihn, sobald es seine Zeit erlaubt, aufbrechen und zwar nach Köln. Dort hatte die junge Ordensgesellschaft mit viel Schwierigkeiten, viel Mißtrauen zu kämpfen gehabt. Jetzt war fester Boden gewonnen, und mit Freude konnte Canisius die Stätte seines einstigen Wirkens betreten. Acht Tage blieb er, und dabei nicht müßig. Das Domkapitel war es auch hier wieder, das ihn zum predigen, und zwar am Allerheiligen Tag, aufforderte, außerdem beriet er die Ordensbrüder in mancherlei schwebenden Fragen. Sein ganzes Auftreten half das Ansehen des Ordens erhöhen.

Etwas Mitte November war Canisius wieder in Worms. Aber seines Bleibens war nicht lange. Es lag eine Einladung aus Straßburg vor. Der Bischof Erasmus, Schenk von Limburg, ein toleranter Kirchenfürst, der mit seinen Bemühungen, in der entschieden evangelischen Stadt Straßburg den Katholizismus zu retten, wenig Glück gehabt hatte,<sup>6)</sup> hoffte in den Jesuiten eine kräftige Unterstützung zu finden, namentlich sollten sie dem berühmten Sturm'schen Gymnasium eine Konkurrenzanstalt gegenüberstellen. Daß die Verhandlungen erst nach einem Monat eröffnet werden konnten und Canisius so lange in Zabern, wo der Bischof residierte, festgehalten wurde, machte ihn nicht ungeduldig. Er benutzte auch hier Zeit und Gelegenheit zu Seelsorge und Predigt, unter den Augen des Bischofs die beste Empfehlung des neuen Ordens. Canisius mußte sich aber überzeugen, daß in Straßburg fürs erste bei der entschieden evangelischen Haltung des Rates und der Bevölkerung für den Orden nichts zu erhoffen war. Er predigte im Dom, der während des Interims auf einige Zeit den Katholiken hatte geräumt werden müssen, dann aber zog er nach Freiburg i. B. weiter.<sup>7)</sup> Vielleicht, daß von dort aus auf Straßburg und das Elsaß gewirkt werden konnte. War doch die Universität, unter kaiserlichem Schutz, gut katholisch. Aber auch hier, obwohl mit Auszeichnung empfangen, konnte Canisius einen unmittelbaren Erfolg nicht erzielen. Ueber Straßburg und durch Württemberg kehrte er zu Kardinal Otto nach Dillingen zurück. Als Geschenk brachte er einige Reliquien mit.<sup>8)</sup>

Es war eine Untersuchungsreise, die Canisius gemacht hatte. Er streckte die Fühler aus, um zu sehen, was zu erreichen und

wie die Stimmung sei. Er kam nicht unbefriedigt zurück. Er schreibt am 30. Januar 1558 von Ingolstadt aus an Dr. Hund, mit dem er, ebenso wie mit Schweicker in stetem Briefwechsel blieb, daß er allenthalben „viele Ueberreste von Israel“ gefunden habe, die ihm zu großem Troste gereichten. Nutzlos war auch diese Reise nicht. Straßburg erhielt doch noch, wenn auch erst 1571, sein Jesuitenkolleg, und die Universität Freiburg mußte sich 1576 den Jesuiten ergeben.

Nachdem Canisius in Nürnberg mit König Ferdinand zusammengetroffen war, begab er sich nach München und brachte dort die Verhandlungen über die Kolleggründung einen Schritt weiter, vor allem aber beauftragte ihn der „Religionrat“ des Herzogs mit einer Mission nach Straubing. Diese Kommission, erst 1557 eingesetzt und aus fünf weltlichen Mitgliedern bestehend, sollte dem Herzog in der Verteidigung einmal seiner landesherrlichen Rechte, anderseits aber auch der katholischen Religion seines Landes beratend zur Seite stehen. Die Verhältnisse in Straubing ließen einen energischen Eingriff des Herzogs notwendig erscheinen. Dort hatte das Luthertum, wie überall sonst, sowohl im Rat als in der Bürgerschaft festen Fuß gefaßt.<sup>9)</sup> Der evangelisch gesinnte Geistliche mußte weichen, Canisius sollte an seiner Stelle die abgefallene Stadt zum Glauben zurückbringen. Er erklärte sich bereit dazu, aber nur unter der Bedingung, und das ist der Beachtung wert, daß der Bischof von Passau zu dieser Mission seine Genehmigung erteile, und daß ferner der Rat zu Straubing durch herzoglichen Befehl gezwungen werde, ihn zu unterstützen. Diese Bedingungen wurden erfüllt, und Canisius traf am 9. März in Straubing ein. Er predigte drei- bis viermal in der Woche. Wie immer, war er mit seinem Erfolg außerordentlich zufrieden.<sup>10)</sup> Aber seinem Unmut, daß der Herzog so lange Geduld mit den Kettern gehabt, muß er doch Ausdruck geben: „Gnade Gott jenen Flüchtlingen, die eine so volkreiche und angesehene Stadt so gründlich herunterbrachten. Möchte man doch an andern Orten solche Verderber bei Zeiten entfernen, damit man nicht nachher so viele Mühe hat, die Religion wieder herzustellen und die Wurzeln der Irreligiosität jeder Art, die oft zu tief greifen, als daß sie durch menschliche Kunst ausgerissen

werden könnten, auszureuten.“ Er fordert vom Herzog, daß er den Bischof von Passau zu einer strengeren Ueberwachung der Straubinger Geistlichkeit anhalte, daß er dem Rat daselbst jede Neuerung verbiete, und daß er endlich einen strenggläubigen Prediger einsetze. Ob die erste Forderung erfüllt wurde, ist nicht zu sagen, der Rat von Straubing aber ist fortgesetzt von München aus drangsalirt, ja endlich nach München zitiert worden,<sup>11)</sup> und ebenso hat Canisius nicht eher geruht, als bis der evangelisch gesinnte Pfarrverwalter Georg Brunner gewaltsam entfernt und der von ihm Vorgeschlagene an dessen Stelle gesetzt wurde. Brief auf Brief richtete er, auch nach seiner Abreise von Straubing, nach München, bald an den Herzog, bald an Schweizer, um diesen Brunner zu stürzen. „Um der Barmherzigkeit Gottes, unseres Herrn Jesu Christi willen,“ heißt es in einem dieser Briefe, „bitte ich, daß dem Herrn Georg das Predigtamt zu Straubing abgenommen werde. Noch heute schreibt man mir, daß dieser Mann nach meinem Abgang von Straubing sich als reißender Wolf zu zeigen begonnen hat. Wiederholt empfehle ich Herrn Hieronymus. Widerstehen wir diesen Anfängen des tobenden, völlig ungelehrten Predigers, dem allein die Trennungssüchtigen und die Müßiggänger anhängen, sonst werden an diesem Orte die letzten Dinge ärger als die ersten.“ Er erreichte, was er wollte. Ebenso forderte er dringend vom Herzog eine schärfere Handhabung des Bücherverbotes. Er versichert ihm, wenn nach seinen Ratschlägen gehandelt werde, sei Straubing binnen kurzem eine katholische Stadt. Zu Ostern habe die Bevölkerung mit verschwindender Ausnahme sogar das Abendmahl unter Einer Gestalt genommen. Wie doch Canisius zu übertreiben versteht! Daß trotz der Unterstützung, die er von Seiten des Herzogs fand, der evangelische Glaube in Straubing nicht gebrochen war, zeigte sich nur zu deutlich in der Visitation, die im nächsten Jahre der Bischof von Passau, wie in seinem ganzen Sprengel, so auch in jener Stadt hielt.<sup>12)</sup> Es war sehr schlau, die Augenblickserfolge, die mit leichter Mühe zu erreichen waren, als Reklamemittel zu gebrauchen. Nur daß Canisius selbst alsbald, wenn es ihm dienlich erscheint, von all seinen Erfolgen nichts mehr weiß und nur unheilbares Verderben aller Orten sieht.

Und diesen Ton der Klage hören wir ihn gerade jetzt wieder vor dem Herzog und seinen Räten anschlagen. Am 17. April hatte er Straubing verlassen. Von Augsburg, wo er sich zu seiner Reise nach Rom rüstete, und dann von Italien aus schürte er den Eifer, der in München für die Gegenreformation glühte. Und wenn in den nächsten Jahren der Herzog immer entschiedener gegen alles, was wie Abfall von der Kirche aussah, auftrat, so hat Canisius daran einen Hauptanteil. Er bestürmt in seinen Briefen Albrecht förmlich und macht ihm das Gewissen heiß, wie er denn auch Schweiker vor allem in williger Stimmung zu erhalten sucht. Bald schmeichlerisch tröstend, bald klagend und mahnend behandelt er nur das eine Thema: Ausrottung der Ketzer. „Nunmehr ist es Zeit,“ so schreibt er an Schweiker, „wenn je zuvor, den Namen des Herrn zu bekennen und sich seines Evangeliums nicht zu schämen, das da befiehlt, die Kirche zu hören, ihren Vorstehern zu gehorchen und die Grenzsteine, welche unsere Väter gesetzt, nicht zu verrücken. Möchte doch der Eifer für das Haus Gottes uns ergreifen und gegen die Unsinnigen entflammen, denen es ein Kinderpiel ist, das Heilige mit Füßen zu treten, die Kirchen zu berauben, Klöster zu zerstören, die Religion zu ändern und alles zu glauben, was ihre Lehrmeister träumen oder in den Tag hinein aushecken und von neuem erfinden. Ich hoffe, der erleuchtete Fürst werde, vermöge seiner angeborenen Klugheit, Vorsorge treffen, daß er nicht die Bestrebungen dieser Aufwiegler und Religionsverächter ungestraft um sich greifen lasse. Hier bedarf es nur eines unbefiegbaren Mutes, kein Vertrauen auf die menschlichen Ratschläge Gewisser, die nach beiden Seiten elendiglich hinken, und indem sie für den einen Teil Partei nehmen, dem andern auf ungerechte Weise sein Recht entziehen, woher es kommt, daß sie beide unheilbar machen und schlimmere Krankheiten, als die sie zu heilen hofften, hinzubringen. So viel liegt daran, nunmehr beherzte Räte zu haben, denen der Mut nicht wankt in der Religion, dagegen hier alles übrige weit hintenangesezt werden muß, ob die närrische und rasende Welt in Deutschland wolle oder nicht.“<sup>13)</sup> Mit diesem Tone des eifrigen Bußpredigers schärfte Canisius das katholische Gewissen dieses einflußreichen herzoglichen Dieners gerade in einer Zeit, wo die

evangelischen Stände mit neuen Forderungen hervortraten und in München sogar auf Unterstützung rechnen konnten. Wohlweislich verschweigt Canisius aber Namen, ja er deutet in seiner vorsichtigen Art nur an, worauf er zielt, und so finden wir es auch in den Briefen an den Herzog auffällig, daß er über die Kelchfrage stillschweigend hinweggeht, während sie doch aller Gemüther, und nicht zum geringsten das des Herzogs, bewegte. In den Briefen aus Stalien an Albrecht bleibt es bei lauten Klagen über den Verfall in Deutschland und bei dringenden Bitten, nach Kräften dem Unheil zu wehren.<sup>14)</sup>

Aber die Stimme des Jesuiten verhallte nicht wirkungslos. Seit 1558 ließ Albrecht in Verbindung mit den Bischöfen, also ganz so, wie Canisius es sich gewünscht hatte, eine Religionsmusterung vornehmen. Erschreckende Dinge, zumal für einen strengen Katholiken, traten zu Tage. Die meisten Geistlichen lebten im Konkubinat; viele erkannten nur zwei Sakramente an; die Anrufung der Maria und der Heiligen war offen verworfen; mancher Pfarrer war in seiner Dogmatik mehr Lutherisch als katholisch. Das erklärte sich aus den vielen ketzerischen Büchern, die sich in den Pfarreien und Klöstern fanden. Das Lehr- und Lernbuch der Schullehrer war der Lutherische Katechismus. Das Abendmahl wurde in den Städten allgemein, auf dem Lande vielfach unter beiderlei Gestalt genommen.<sup>15)</sup> Zwar wurden diese Visitationen mehr zum Zwecke der Erkundigung über die tatsächlichen Verhältnisse, weniger als eine wahre Religionsmusterung angestellt. Aber doch legte die Visitationskommission den Verdächtigen einunddreißig Artikel vor, die vielfachen Widerspruch wachriefen.<sup>16)</sup> „Ich bin noch für und für in der Visitation in meinem Land in stattlichem Werk, welches auch eine gute Präparation ist zu einer künftigen Reformation, wiewohl mir's viele Leute übel auslegen, und meine eigenen Unterthanen selber nennen's nur eine Inquisition, wie denn der Trops, der Melancthon, und andere mehr ganze Traktätlein haben lassen im Druck ausgehen. Aber ich kann's nicht achten, will in dem und anderen thun, was ich kann und vermag, und mir Gott Gnade verleih.“ So schrieb der Herzog 1560 an Otto von Augsburg.<sup>17)</sup> Im nächsten Jahre setzte er auch eine Zensurkommission in München ein, die die



kezerischen Bücher zu überwachen und die Geistlichen im Glauben zu prüfen hatte. Aber wirklich entschieden und zielbewußt hat Albrecht erst seit 1564, spätestens seit 1567 sich gegen die Ketzererei gewandt. Wie sein Vorgänger mit Feuer und Schwert einzugreifen, lag nicht in seinem Charakter. Er schritt zu Landesverweisungen. Die Städte und Märkte mußten ihre wohlhabendsten und fleißigsten Bürger in Menge von dannen ziehen sehen; Bauern wurden von Acker und Hof verjagt. In München trat in Folge der Auswanderung eine Krisis im Handel ein. Wer nicht Landesverwiesen wurde, wurde wenigstens ins Gefängnis gesetzt, um von den Jesuiten sich bekehren zu lassen. Darunter nicht selten Weiber mit Kindern an der Brust. Es ging ein Schmerzensschrei, ein Murren durch das ganze Land.<sup>18)</sup>

Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese verschärfte Stellung Albrechts wesentlich durch den Konflikt hervorgerufen wurde, der zwischen ihm und dem evangelisch gesinnten Adel ausgebrochen war. Der Adel mußte auch die besondere Ungnade des Herzogs fühlen: „Wer nicht mit mir glaubt, ist nicht mit mir“, so erklärte er's, weshalb kein evangelischer Adliger mehr zur Tafel gezogen wurde. Anteil an diesem Umschwung hat aber auch sicherlich der jesuitische Einfluß. „Petrus Canisius und Hoffäus haben uns dein Gesetz gelehrt, Herr,“ das war ein Gebetswort des Herzogs. Mit den Apostelfürsten Petrus und Paulus pflegte er die beiden Jesuiten zu vergleichen. Dafür verglich aber auch Canisius den Herzog mit Josias und Theodosius und nannte ihn „den siegreichen Verbreiter des katholischen Kirchentums, den treuesten und ausdauerndsten Wächter des christlichen Glaubens und der Tradition der heiligen Väter.“<sup>19)</sup>

Bald werden wir sehen, wie Canisius selbst wieder in Baiern das Werk der Gegenreformation treibt. Jetzt müssen wir ihn auf Wegen begleiten, die er im Dienste des Ordens machte. Die Wahl des Generals rief ihn im Mai 1558 nach Rom. Die Wahlhandlung ward am 2. Juli (Mariä Heimsuchung) vollzogen. Aus ihr ging Laynez als General hervor. Canisius hatte die Handlung mit einer Ansprache eingeleitet.

Erst Anfang September (1558) kehrte er nach Deutschland zurück. Jedoch nur auf der Durchreise. Sein Weg führte ihn

nach Polen. Dahin hatte er den päpstlichen Nuntius, Bischof Camillus von Sutrian, auf Befehl des Papstes zu begleiten. Die Reise ging über Ingolstadt und Wien. Hier traf er den Kaiser, der ihn mit alter Huld empfing und ihm an seine Tochter, die Gemahlin des Königs Sigismund August von Polen, ein Empfehlungsschreiben mitgab, worin es nicht an warmen Worten des Lobes für die Gesellschaft Jesu fehlte.

Die Aufgabe, die dem päpstlichen Gesandten in Polen gestellt war, bestand darin, auf dem für Januar 1559 nach Petrikau ausgeschriebenen Reichstag die hart bedrängte katholische Partei, die in Hosius ihre beste Stütze hatte, durch päpstliches Ansehen zu stärken. Schon einmal hatte ein Gesandter aus Rom in die kirchlichen Verhältnisse Polens eingreifen wollen, der Bischof Lippomani, aber er hatte durch sein rücksichtsloses, brutales Wesen Del ins Feuer gegossen, so daß Hosius selbst dessen Abberufung betrieb. Der Protestantismus war in Polen so stark, daß es nur eines entschiedenen Schrittes des selbst evangelisch gesinnten, aber energielosen Königs bedurfte, um auch äußerlich ihm zum Siege zu verhelfen.<sup>20)</sup> Der neue Gesandte des Papstes war freilich auch nicht der Mann darnach, ein Gewicht zu Gunsten der Katholiken in die Waagschale zu werfen. Die katholische Partei selbst ließ ihn links liegen.<sup>21)</sup> Dazu brachte der Reichstag wenig in Bezug auf die Religionsfrage; was aber in dieser Beziehung beschlossen wurde, war zu Ungunsten der Bischöfe: sie wurden aus dem Senat ausgeschlossen, da sie, als dem Papste eidlich verpflichtet, nicht Rathsherrn des Königs sein könnten.<sup>22)</sup> Canisius schreibt zwar an Lainez, es sei nichts gegen die Bischöfe beschlossen worden, gesteht aber doch, daß die Katholiken wenig befriedigt von diesem Reichstag seien.<sup>23)</sup>

In die Kirchenpolitik Polens einzugreifen, dazu bot sich für Canisius, zumal zur Seite dieses Legaten und bei der Abwesenheit seines Freundes Hosius, so gut wie keine Gelegenheit. Dennoch war diese Reise nicht erfolglos. Canisius benutzte sie eifrigst zur Propaganda für seinen Orden. Er studierte mit seinem Scharfsinn und mit der gewandten, raschen Art, die Dinge zu erkennen, gründlich die Lage Polens. Er fand, daß sie für den Orden nicht ungünstig, daß der Orden für Polen dringend nötig sei.

Bis jetzt, so berichtet er an Laynez, liege die Verteidigung des katholischen Glaubens in den Händen des Königs und der Bischöfe. Aber der König sei schlaff, nachlässig und von den Ketzern beeinflusst. Auch die Bischöfe, meist alt und gebrochen an Kraft, seien ohne allen Ernst. „Sie sind mehr auf die Erhaltung ihrer Gesundheit aus, als auf die Pflege ihrer Herde.“ Sie lassen geschehen, was gegen göttliches und kirchliches Recht ist. „Auch haben sie Niemanden,“ fügt er mit dem stillen Gedanken an die Zukunft seines Ordens in Polen hinzu, „der sie beraten und in zweifelhaften Fällen leiten könnte.“

Canisius unterließ es nicht, persönliche Verbindungen anzuknüpfen, um dem Orden in Polen Eingang zu verschaffen. Kaum hatte er das Land betreten, so verhandelte er in Krakau mit dem Antistes Zbrzydowski, in Lowitz mit dem Erzbischof von Gnesen Dzierzgow, in Petrikau mit dessen Koadjutor Przerembski.<sup>24)</sup> Die beiden letzteren stellten die Niederlassung der Jesuiten in nahe Aussicht. Doch so schnell erfüllten sich die Wünsche des Jesuiten nicht. Das hat er aber doch erreicht, daß sich auch in Polen für seinen Orden ein gutes Vorurteil bildete, und daß alsbald die Zahl der polnischen Zöglinge im Kolleg zu Wien merklich stieg. Es war nur eine Frage der Zeit, daß die Jünger des Ignatius sich auch diesen Boden eroberten, — 1564 hat Bischof Hosius ihnen das erste Heim in Braunsberg gegründet. Canisius kam nicht entmutigt aus Polen zurück, sondern vor seiner Seele stand ein neuer großer Plan: in Rom soll vom Papst und den Kardinälen ein neues Kolleg gegründet werden, entsprechend dem collegium Germanicum, wo fremde Jünglinge aus Böhmen, Polen, Dänemark und England Aufnahme finden können, um dort für den Kampf in diesen Ländern geschult zu werden als „wahre Ritter des heiligen Petrus, als eine apostolische Schar.“<sup>25)</sup> Ein Gedanke, der wirklich später seine Erfüllung gefunden hat. Ja, mit einem gewissen Enthusiasmus redet Canisius von dem Volke der Polen, für das er sogar bereit sei zu sterben.

Ueber Prag kehrte Canisius nach Baiern zurück. In Augsburg nahm er, wie wir schon erzählt haben, am Reichstag teil. Und hier sollte er für die nächsten Jahre einen festen Punkt seines praktischen Wirkens finden, nachdem er seit fast vier Jahren

ein fortgesetztes Wanderleben geführt hatte. Er wurde 1559 Domprediger von Augsburg.

Während damals alle größeren deutschen Reichsstädte, mit Ausnahme von Köln und Aachen, evangelisch oder wenigstens vorwiegend evangelisch gesinnt waren, behauptete in Augsburg eine starke katholische Macht den Protestanten gegenüber das Gleichgewicht. Verfolgt man das Verhältnis zwischen Evangelischen und Katholischen, wie es sich nach den jährlichen Neuwahlen im Räte der Stadt zeigt, so sieht man die Katholischen seit 1559 eine geringe Majorität behaupten. Dennoch herrschte im Rat wie in der Bürgerschaft konfessioneller Friede, und der Rat empfand es sehr übel und erinnerte nachdrücklich an die evangelischen Gesinnungen des größten Teiles der Bürgerschaft und an die friedfertigen, auf Einigkeit bedachten Gesinnungen der gesamten Bevölkerung, als 1559 Commendone und Delphin die Stadt zur Teilnahme am Tridentiner Konzil einluden und dabei die schärfsten Reden gegen die Kezerei führten. Es war ein milder, versöhnlicher Katholizismus, der in Augsburg herrschte. Viele gemischte Ehen überbrückten den konfessionellen Gegensatz, und selbst der katholische Gottesdienst und die katholische Frömmigkeitsübung hatten ihre strenge Ausprägung verloren. In diesem Zustande vermochte auch Kardinal Otto nichts zu ändern, obwohl er den entschiedenen Willen dazu hatte; beim Domkapitel dagegen fehlte es auch daran. Nur darauf bedacht, ihre Rechte bald dem Rat, bald dem Bischof gegenüber zu wahren oder zu mehren, ungebildet und für die kirchlichen Fragen ohne tieferes Interesse, lebten die Domherrn ein behagliches, vielfach höchst anstößiges Leben. Es ist ein trauriges Bild sittlicher Verwahrlosung, das Kardinal Farnese 1542 in einem Brief an Morone von dem Augsburger Domkapitel entwirft, ein Bild, das bis auf wenige Züge sicher auch auf die Zeit noch paßt, von der wir hier reden.<sup>26)</sup> Wir haben daran ein besonderes Interesse, weil dieses Domkapitel auf Vorschlag Ottos Canisius nach Augsburg an die seit einem Jahre erledigte Dompredigerstelle berief.<sup>27)</sup> Schon öfter haben wir gesehen, wie bereitwillig die Domkapitel gerade dem Jesuiten ihre Kanzeln, wenn auch nur auf kurze Zeit, überließen. Man war dankbar, einen tüchtigen Prediger zu finden. So

fließt auch das Bittgesuch des Augsburger Kapitels an Laynez, ihm den Canisius für die Domkanzel zu überlassen, von Lobeserhebungen über, aber die Augsburger waren sich der Tragweite ihres Schrittes gar nicht bewußt, sie hatten nicht bedacht, daß der Jesuitenorden keiner kirchlichen Behörde sich unterordnete und von dem päpstlichen Privileg rücksichtslos Gebrauch machte, wenn es vorteilhaft schien. Als Canisius, der übrigens allerlei Einwendungen gegen seine Anstellung in Augsburg erhob, endlich doch auf Befehl des Ordensgenerals jenes Amt übernahm — auch der Kaiser, dessen Hofprediger er noch immer war, hatte seine Genehmigung zu erteilen, — hat er stillschweigend alle Verpflichtungen dieser Stellung übernommen. Daß es ihm nichts ausmachte, die Schranken zu überschreiten, sollte sich bald zeigen. Seine rastlose, vielseitige Thätigkeit hat er auch in Augsburg bewährt. Kein Gebiet, wo überhaupt für ihn eine Wirksamkeit möglich war, läßt er unbetreten. Natürlich ist die Kanzel vor allem sein Platz, daneben aber treibt er die einflußreichste Seelsorge, greift in das Klosterleben und das Schulwesen ein, führt fleißig die Feder — das ganze kirchliche Leben der Reichsstadt erleidet seinen Einfluß.

Wir müssen gestehen, geschickter, als es Canisius that, ließ sich vor einer so halbkatholischen Bevölkerung nicht predigen. Er griff ins unmittelbare Leben. Den Kaufleuten der berühmten Handelsstadt predigte er über den Abschluß von Kontrakten und über den Wucher, den Eltern über Erziehung der Kinder; ganze Reihen von Katechismuspredigten hielt er. Aber auch den dogmatischen Fragen ging er nicht ängstlich aus dem Wege. Er sprach über das Wort Gottes und seine Merkmale, über die letzten Dinge oder über die Obrigkeit. Als die Pest in Augsburg wütete, war ihm diese Gottesgeißel Anlaß, zur Buße zu rufen, und als der Papst wiederholt Jubelablässe mit der Eröffnungsbulle des Tridentiner Konzils ausschrieb, griff Canisius dieses heikle Thema frisch an. Seine Predigten sind oft mehr abhandlungsmäßig, aber durch die stete Beziehung auf die Gegenwart immer interessant. Seine Polemik ist sehr maßvoll, ja, wenn irgend möglich, paßt er sich der evangelischen Anschauung an. Ohne Scheu gesteht er schwere Schäden und Mißbräuche auf katholischer Seite zu und hofft auf Reform.

Nie ist er plump und derb, immer fein, gewandt, dialektisch. Man kann begreifen, daß in einer Zeit, wo die ursprüngliche Kraft reformatorischer Anschauungen sich mehr oder weniger verlor, solche Predigten, die mit voller Ueberzeugung und mit geschultester Beredsamkeit gehalten wurden, nicht ohne Erfolg bleiben konnten. Nehmen wir dazu noch die Thatsache, wie armselig die sonstige katholische Predigt war, so ist der Erfolg des jesuitischen Dompredigers wohl zu begreifen.

Eine Probe, die aus der zweiten Predigt über den Ablass genommen ist, mag die Richtigkeit unseres Urtheils beweisen: „Wie ich hoffe, ist nun soviel über den Ablass gehandelt, daß ein kluger Zuhörer leicht erkennen mag, woher die vielen Irrtümer der neuen Welt in dieser Materie kommen. Die erste Ursache derselben ist, daß man nicht unterscheidet zwischen dem Mißbrauch und der Einsetzung, zwischen den Personen und ihrem Amte. Daß Einige mit dem Ablass Mißbrauch getrieben haben im Predigen und Feilbieten, ist wahr, und kein Katholik billigt es. Daß aber deshalb die Einsetzung des Ablasses schlecht, tadelnswert, verachtenswert, verwerflich sei, das ist falsch, wie alle wissen, die in den heiligen Schriften und Vätern bewandert sind. Ebenso daß Personen selbst vom hohen Stande in der Kirche sich einführen, wie Judas unter den Aposteln, mit Sünde und Schande, ist wahr, und die Katholiken sagen und klagen es offen mit dem Apostel Paulus: alle suchen nur das Ihrige. Daß aber das Amt und die Gewalt solcher nicht von Gott und göttlicher Ordnung sei, ist falsch und widerspricht der Regel Christi, der seine Gläubigen auch den unwürdigen und verkehrten Borgesezten, sowohl geistlichen als weltlichen, unterwirft und uns befiehlt, nicht auf ihre Werke, sondern auf die Lehre derer, die auf dem Stuhle sitzen, zu schauen. Die zweite Ursache der Abneigung gegen den Ablass ist ein Mißverständnis über den Artikel des Glaubensbekenntnisses: ich glaube an den Ablass oder Nachlassung der Sünden. Man glaubt nämlich, zu dieser Nachlassung sei es genug, an den Versöhner Christus zu glauben und festiglich zu urtheilen, daß einem die Sünden nachgelassen, daß man gerechtfertigt sei und in das Leben eingehen werde, wenn man nur die Barmherzigkeit Gottes um Christi willen ergreife und den Verheißungen des

Evangeliums glaube. Allein der Katholik versteht jenen Artikel anders und bekennt, daß es eine Nachlassung der Sünden nur innerhalb der Kirche giebt, daß zu ihr der Glaube allein nicht ausreicht, sondern dazu kommen muß der Gebrauch der Sakramente, der Taufe zur Nachlassung der Erbsünde und Thatsünde, des Sakraments der Buße zur Vergebung der Thatsünde, sowohl der tödtlichen als der läßlichen und dies, sobald jemand im Herzen wahre Reue hat, mit dem Munde bekennt, wahre Buße thut und die priesterliche Lossprechung empfängt. Denn wenn ihr nicht Buße thut, hilft der Glaube an die Sündenvergebung nichts, ist sogar Vermessenheit, so lange der Gehorsam gegen Gott und die Kirche nicht dabei ist . . . Zum dritten führt uns der Ablass zum Glauben, indem er unserm Nachdenken die Gewalt vorstellt, welche Christus seinen Jüngern und ihren Nachfolgern in der Kirche übergeben hat, da er sprach: deren Sünden ihr erlasset, denen sind sie erlassen, was mehr ist als: wenn ihr glaubt, so sind euch eure Sünden vergeben. Ebenso da er zu Petrus sprach: dir will ich die Schlüssel des Himmelreichs geben. Was ist hier der Ablass anders als ein Weg, durch den Glauben zu ergreifen und zu verwirklichen diese Verheißung, die den Vorstehern der Kirche und namentlich dem Petrus zu teil geworden ist? Bemerket hierbei wohl, daß Christus nichts vergeblich gesagt oder gethan hat. Wenn es genug wäre für die Vorsteher der Kirche, zu predigen und zu lehren, so daß sie nur Diener des Wortes wären, so hätte Christus nicht verheißt und verliehen die Gewalt zu weiden, zu regieren, zu lösen, zu binden, auszuschließen, andere aufzustellen, Konzilien zu berufen, zu richten, zu strafen, zu verurteilen, wie die Apostel solche Gewalt selber ausgeübt und in der Kirche hinterlassen haben . . . O wenn wir Glauben hätten, wie hoch würden wir solche uns angebotene Gnade schätzen, angeboten sage ich von jenem, der auf dem apostolischen Stuhle sitzt und bisher als der Nachfolger Petri, als der Statthalter Christi, als der Regent und oberste Vorsteher der gesamten Kirche gegolten hat, wie das alle Kirchenversammlungen und alle Väter einmütig bekennen und unsere Vorfahren von Anfang an geglaubt haben. Wohl darum denen, die mit Petrus geeint sind und durch seine Gnade gelöst werden auf Erden. Können sie nicht beim

Gerichte mit größerem Vertrauen erfüllt sprechen: Herr, du hast uns unsere Sünden vergeben; mit wahren Glauben haben wir umfaßt die Verheißung, die du dem Petrus gethan hast, und darauf hin sind wir ledig geworden. Sollte das nicht unsere Hoffnung mehren und uns Vertrauen einflößen?“

Mit dem Erfolg dieser seiner Ablasspredigten, die er Tag für Tag in dieser Zeit hielt, war Canisius, wie immer mit seinen Erfolgen, sehr zufrieden. Viele Ketzer seien zur katholischen Kirche zurückgekehrt, die Zahl der Beichtenden und der Teilnehmer an den Bittgängen sei gestiegen, ihre Andacht sichtlich größer.<sup>28)</sup>

Nicht weniger Erfolg hatte der Befehrungseifer, den Canisius namentlich unter dem Adel und hier wieder besonders unter den Frauen entwickelte.<sup>29)</sup> Ihm gelang es die eifrig protestantische Sibilla Fugger, geborene Gräfin Eberstein, und darnach deren Schwägerin Ursula Fugger zu gewinnen. Jesuitische Schriftsteller wissen als Gotteswunder hinzustellen, was doch nur zäher Eifer jesuitischer Kunst war.<sup>30)</sup> Gemischte Ehen suchte er entweder zu hindern oder zum Vorteil der katholischen Kirche auszunutzen. Die Priorin des Katharinenklosters war so in seiner Gewalt, daß sie trotz Kampf und Widerspruch ihren Plan durchsetzte und eine verschärfte Klosterzucht einführte.<sup>31)</sup> Geistliche veranlaßte er die geistlichen Exerzitien durchzumachen. Auch über die Grenzen Augsburgs dehnte er diese Propaganda aus. Bald ist er in Schwaben, um einige Klöster zu reformieren, bald läßt er sich durch die Fuggerische Familie nach Weißenhorn, einem Städtchen westlich von Augsburg, ziehen, um dem kirchlichen Notstande dort aufzuhelfen. Ein andermal weiß er sich bei dem evangelisch gesinnten Grafen Ulrich von Helfenstein zu Wiesensteig, einem Zögling Jakob Andreäs, Eingang zu verschaffen, und zwar mit dem Erfolg, daß der Graf selbst katholisch wurde und die reichen, von ihm eingezogenen Kirchengüter zurückerstattete. In wie vielen Familiengeschichten sonst mag der Name des Canisius eine Rolle spielen! Daß er gerade in den hochstehenden Kreisen eine beliebte Persönlichkeit war, erklärt sich aus dem höfischen Wesen, das er sich im Laufe der Jahre angeeignet hatte, wofür er schon von Haus aus beanlagt war.

Trotz dieser vielen Beziehungen und Aufgaben, wozu noch



seine Visitationsreisen als Provinzial und sein reger Briefwechsel zu rechnen sind — von Augsburg aus pflegte er namentlich den Verkehr mit Kardinal Hosius — trotz all dieser reichen Thätigkeit blieb ihm noch Zeit, schriftstellerisch sich zu beschäftigen und die erscheinende Litteratur zu verfolgen. Er revidierte das Augsburger Brevier und verfaßte sein deutsches, noch heute gebrauchtes Gebetbuch. Ebenfalls deutsch war ein von ihm zusammengestelltes Martyrologium. Außerdem vollendete er hier in Augsburg seinen kleinen deutschen Katechismus. In's wissenschaftliche Gebiet griff er mit einer Ausgabe der Briefe des Hieronymus (1565), an der Herausgabe Cyprians begann er zu arbeiten. Damit erfüllte er seine eigenen Worte: „Neu erscheinende Schriften religiösen Inhaltes machen großen Eindruck und gewähren den schwer bedrängten Katholiken außerordentlichen Trost in einer Zeit, wo die Schriften der Irrgläubigen überall verbreitet werden und sich nicht vertilgen lassen.“ Deshalb regte er andere, wie Cromer und Staphylus zu eifriger schriftstellerischer Thätigkeit an, während er selbst gern bereit war, anderen litterarische Hilfe zu leisten.<sup>32)</sup> Eine kirchliche Flugschrift an die Katholiken Frankreichs gehört ebenfalls in diese Augsburger Zeit.

Wie Canisius selbst mit seiner Augsburger Thätigkeit und ihren Erfolgen sehr zufrieden war, so weiß sich Kardinal Otto im Lob über seinen Jesuiten nicht genug zu thun. Er betrieb es auch, daß Canisius vom Papst ein Belobigungsschreiben erhielt.<sup>33)</sup> Es ließe sich eine ganze Reihe der begeistertsten Ergüsse aus Ottos Feder zusammenstellen. „Canisius hat,“ so lautet ein solches Ehrenzeugnis, „in meiner Stadt und Diöcese Augsburg unglaublich viel Gutes durch Belehrung der Irrgläubigen, Befestigung der Katholiken und andere überaus bewunderns- und preiswürdige Leistungen ununterbrochen, unermüdetlich und lobenswürdig eine lange Zeit hindurch gestiftet.“<sup>34)</sup> Als daher Hosius dringend den eifrigen Jesuiten nach Preußen beehrte (1564), und Laynez bereits seine Einwilligung gegeben hatte, wußte Otto die Sache rückgängig zu machen.<sup>35)</sup> Schützend hielt er seine Hände über seinen treuen Kampfesgenossen.

Aber nicht nur gegen Hosius und seine Werbungen hatte er ihn zu schützen, auch gegen erbitterte Feinde, und die saßen

in Augsburg selbst, im Domkapitel und in der Domgeistlichkeit. Das ganze, alle fremde Thätigkeit in Schatten stellende Wirken des Canisius in Augsburg, ja die einfache Thatsache, daß ein Jesuit sich sollte in ein fest begrenztes, an bestimmte Ordnungen und Bedingungen geknüpftes Amt fügen, mußte zu einem Konflikt führen. Schon 1562 mußte Laynez auf seiner Reise nach Trient dem abwesenden Canisius durch persönliche Verhandlungen gewissermaßen den Boden zurückerobern.<sup>36)</sup> Es war nicht kleinlicher Meid allein, der den Dompfarrer und seine Helfer eines Tages beim Domkapitel über Canisius und seine Genossen, deren er immer mehrere zur Seite hatte, Beschwerde führen ließ, es war Thatsache, daß die Jesuiten in die Rechte des Dompfarrers unbedenklich eingriffen.<sup>37)</sup> Daß sie Seelsorge trieben, sich in Krankenhäuser rufen ließen und die Ehejachen an sich rissen, das war ein offener Uebergriff in die Rechte des Pfarramtes. Nicht wenig erbitterte es dazu die Domgeistlichkeit, daß „ihrem Beichtstuhle und Altären alles zulief, als wenn ihre Messen heiliger, als die der übrigen Priester wären.“ Diese Thatsachen konnten die Jesuiten in ihrer Verteidigungsschrift nicht leugnen, aber sie beriefen sich auf ihre päpstlichen Privilegien. Da war es denn nichts als eine bloße Phrase, wenn sie hinzufügten: „Es sei auch immer ihre Sorge gewesen und werde es auch immer sein, die Gerechtigame der Pfarrer unverfehrt und ihre Achtung ungeschmälert zu erhalten.“ Das Domkapitel nahm die Anklage auf und befahl dem Canisius, der sich damals gerade in Dillingen befand, zurückzukehren und seine Genossen zu entlassen. Auch das war eine mit Recht erhobene Beschwerde, daß der Jesuit so oft und so lange von Augsburg abwesend sei. In dieser gespannten Lage war es ihm wohl nicht unwillkommen, daß sein Freund Hosius so dringend ihn nach Preußen beehrte. Das von Canisius verbreitete Gerücht, er werde Augsburg verlassen, setzte seine hohen Gönner in Bewegung, die sich am 18. September 1564 mit einer Eingabe an den Kardinal Otto wandten, die Jesuiten möchten doch in Augsburg gelassen werden, ja sie gingen an den Herzog Albrecht, und sogar bis an den Papst.<sup>38)</sup> Das blieb nicht wirkungslos. Die gänzliche Entfernung der Jesuiten konnte das Domkapitel nicht durchsetzen, aber das erreichte es, daß

sich Canisius verpflichten mußte, die Domkanzel nicht mehr ohne Erlaubnis des Kapitels und ohne Vertretung zu verlassen, ja er durfte das Sakrament nicht mehr im Dome spenden, und endlich sollte der Zwist nicht mehr, wie geschehen, auf die Kanzel gebracht werden. Canisius suchte vergebens für seine Abendmahlsfeiern beim Konvent von St. Katharina Aufnahme, der Kardinal Otto mußte ihm schließlich seine Residenzkapelle einräumen. Damit war eigentlich die Wirksamkeit unseres Jesuiten in Augsburg lahm gelegt, aber das berührte ihn wenig, da er gerade in den folgenden Jahren (1565 und 1566) sehr viel und zwar auf päpstlichen Befehl auswärts sein mußte.

Wir sehen also auch hier wieder die Jesuiten, vertreten durch Canisius, in Widerspruch mit den bestehenden Körperschaften und ihren Rechten geraten.

Daß Canisius seine Pflicht, für den Orden kräftig Propaganda zu treiben, bei aller Arbeit in Augsburg nicht aus dem Auge ließ, versteht sich von selbst. Wo hätte er wohl lieber ein Kolleg gegründet als hier? Und doch wollte es ihm nicht gelingen, obwohl Kardinal Otto denselben Wunsch hegte,<sup>39)</sup> obwohl die Jesuiten unter den einflußreichsten Kreisen Augsburgs sich warme Freunde erworben hatten. Woran alle Bemühungen scheiterten, das war das Domkapitel, das auch anderwärts die Niederlassung der Jesuiten zu hindern suchte. Einmal freilich schien die Erfüllung jenes Wunsches sehr nahe. Wir haben gesehen, welchen Einfluß Canisius in der Fuggerischen Familie gewonnen hatte; sein Plan dabei war ohne Zweifel, die reichen Mittel derselben für den Orden flüssig zu machen. Auch das schien ihm gelingen zu wollen. Anton Fugger, das Haupt der Familie, war bereit, die nötigen Gelder zu einem Kolleg darzubieten. Er hatte auch schon an Laynez und Bischof Otto nach Rom in dieser Sache geschrieben, als er plötzlich (14. September 1560) starb. War damit die gehegte Hoffnung gescheitert, so schien sie auf einem andern Punkte wieder aufzuleben. 1561 starb der Propst des Augustinerklosters von St. Georg, dessen Mönche auf vier zusammengeschmolzen waren. Warum nicht auch hier in ein Kloster einziehen, wie man es anderwärts gethan? Kardinal Otto untersagte die Neuwahl eines Propstes und wollte

das Kloster auflösen, aber vergebens. Die Bedrängten suchten die Hülfe ihres Patrons, des Domkapitels, die sie bereitwillig und kräftig fanden. Das Kapitel behielt auch hier, wie so oft, den Sieg über den Bischof. Canisius erneuerte nicht mehr den Versuch, seinem Orden ein Heim in Augsburg zu verschaffen. Er hatte die Stadt längst verlassen, als seine Brüder dort einziehen konnten. Einen Kampf von zwanzig Jahren hat es gekostet, ehe Augsburg sein Jesuitenkolleg hatte, und auch dann wäre das Ziel noch nicht erreicht worden, hätten nicht die Jesuiten eine Klausel im Testamente des 1579 verstorbenen Christoph Fugger zu ihren Gunsten zu nutzen verstanden. 1580 waren sie im Besitz eines reich dotierten Kollegiums.<sup>40)</sup>

Wenn es nicht gelang, in der Bischofsstadt selbst ein Kolleg zu gründen, so doch in der Diöcese. Kardinal Otto hatte in seiner Residenz Dillingen 1549 ein bischöfliches Seminar zur Heranbildung namentlich junger Geistlicher im Sinne des Tridentiner Konzils gegründet und 1554 die Anstalt zur Universität erweitert. Es war nur eine Frage der Zeit, wann die Jesuiten die Domikaner, denen Otto zuerst die Anstalten übergeben hatte, aus dem Felde schlagen würden. Mit der ernstesten Absicht dieses Wechsels trug sich Otto schon seit 1560. Bei seinem Aufenthalt in Rom trat er darüber schon mit dem Ordensgeneral in Verhandlung.<sup>41)</sup> Die Uebergabe geschah in feierlicher Weise am 17. August 1564, nachdem bereits ein Jahr vorher die Jesuiten thatsächlich von der Universität Besitz ergriffen hatten. Es war ein neuer Sieg, den Canisius erfochten hatte, als bei jenem feierlichen Akt die Insignien der Universität ihm als Ordensprovinzial übergeben wurden. Denn wenn die Jesuiten schon zu Ostern 1564, um sich vor der öffentlichen Meinung und der Diöcesangeistlichkeit wegen Uebernahme der Universität zu verteidigen, in einer Ansprache behaupteten, Otto habe sie geradezu nach Dillingen gedrängt,<sup>42)</sup> so hat dieser selbst doch offen bei der Uebergabe erklärt, daß sein Schritt namentlich auf den Einfluß des Canisius zurückzuführen sei.<sup>43)</sup> Das neben der Universität fortbestehende Konvikt wurde ebenfalls den Vätern, und zwar 1565, übergeben, und 1569 konnten sie in ein eigenes, ihnen von Otto erbautes Kolleg einziehen. So hatten sie in Dillingen festen Boden unter den Füßen, denn die

bischöflichen Anstalten wurden ihnen mit allen daran haftenden Privilegien und bischöflichen Rechten abgetreten; nur auf die Jurisdiktion verzichteten sie, um mit ihrem Grundsatz nicht in Widerspruch zu kommen, den sie so eifrig gegen die weltlichen Fürsten vertraten: die bischöfliche Jurisdiktion ist unantastbar. So vollkommen selbstständig aber waren die Jesuiten, daß das Domkapitel von Augsburg, um Unterstützung der Anstalten aufgefordert, Widerspruch einlegte und die bischöflichen Rechte verteidigte, deren Beschränkung anderwärts das Domkapitel nur mit Freuden begrüßte. Dabei hob es hervor, daß „die edelsten Jünglinge, mit den herrlichsten Gaben der Natur und des Glückes ausgezeichnet, zum Eintritt in den Orden durch verschiedene Kunstgriffe, selbst gegen den Willen der Eltern mit Hintenansehung des Vaterlandes angereizt würden.“<sup>44)</sup> In ihrer Antwort betonten die Jesuiten, daß die Ausnahmestellung, die ihr Orden einnehme, auf päpstlichem Beschluß beruhe und daß sie thatsächlich sich doch gänzlich den Bischöfen fügten und nichts ohne deren Anordnung und Genehmigung unternähmen — schöne Worte, die nur Sand in die Augen streuen sollten.

Müheloser als in Augsburg gelang es den Jesuiten, in München festen Fuß zu fassen.<sup>45)</sup> Canisius führte schon seit 1557 mit dem Herzog und seinen Räten bald in München, bald in Worms Verhandlungen über die Errichtung neuer Lehranstalten, und zwar hatte Albrecht solche für München, Landshut und Straubing im Sinne. Ihm lag gerade an der Lehrthätigkeit des Ordens, wie wir bereits bei den Verhandlungen über das Ingolstädter Kolleg sahen, mit dessen Erfolgen Albrecht sehr zufrieden war, allerdings ohne die wahre Sachlage zu kennen. Die beiden Pfarrschulen in München waren unzureichend, die Lehrer, selbst in den niederen Schulen, nicht ganz unverdächtig im Glauben, und endlich sah Albrecht mit Schmerz, wie trotz aller Verbote der Adel seine Jugend auswärts, und noch dazu auf kezerischen Schulen studieren ließ. Albrecht war übereifrig. Canisius dagegen war praktisch, vorsichtig, zurückhaltend. Er wollte von Schulen in Landshut und Straubing nichts wissen, denn er kannte die Geldverhältnisse Albrechts und wußte, wie ungenügend noch Ingolstadt dotiert war. Deshalb stellt er sich auch der Münchner Gründung

ziemlich kühl gegenüber: es fehle dem Orden an Kräften. Ernstlich konnte das schwerlich gemeint sein, denn er schrieb sehr dringend an Laynez, für München baldmöglichst tüchtige Männer zu senden.<sup>46)</sup> Dieselben scheinen auch eingetroffen zu sein und in Augsburg auf ihre Uebersiedlung nach München gewartet zu haben.

Canisius wollte nur den Eifer des Herzogs für eine reichere Dotation Ingolstadt's benutzen, und das ist ihm gelungen.<sup>51)</sup> Als darauf im nächsten Jahr (Anfang 1558) der Herzog das verwahrloste Augustinerkloster in München den Jesuiten einräumen wollte, war Canisius wieder zurückhaltend und vorsichtig. Er wußte, wieviel Feinde sich der Orden schon gemacht hatte. Deshalb sollte jenes Kloster nicht bezogen werden ohne päpstliche Genehmigung und ohne Vertrag mit den Augustinern. Daraus erwuchsen neue Schwierigkeiten. Aber Canisius war des Erfolges sicher, jede Unvorsichtigkeit konnte ihn nur schädigen. In Rom führte er dann selbst auf Albrechts Wunsch die Sache soweit, daß wenigstens ein Teil des Augustinerklosters den Jesuiten für den Anfang eingeräumt werden konnte.<sup>48)</sup> Im Sommer des nächsten Jahres bat Albrecht den General zu Rom um schleunige Absendung der Jesuiten für München: es sei alles für sie bereit.<sup>49)</sup> Und so konnte denn Canisius als Provinzial am 21. November, an einem Marienitag, 1559 acht Jesuiten von Augsburg nach München führen. Bei den Augustinern ward der Unterricht begonnen; zu Ostern des nächsten Jahres fand die feierliche Eröffnung des Gymnasiums statt.

Alle diese Verhandlungen hatte Canisius selbständig, von Laynez bevollmächtigt, geführt. Ihm ist es zu danken, daß sich auf einer sehr sicheren Grundlage das Münchner Kolleg so mächtig entwickeln konnte. In einem Briefe, den er als Greis gerade am Jahrestag des Einzugs der Jesuiten in München an die dortigen Ordensbrüder geschrieben hat und der von Lob der bayerischen Herzöge überfließt, nennt er sich den Gründer und Erbauer des Münchner Kollegs. Und das mit Recht. Auf die spätere Entwicklung der Anstalt hat er keinen nachweisbaren Einfluß gehabt.

Fürstlicher Gunst verdankt es Canisius ebenfalls, wenn er 1562 ein Kolleg in Innsbruck eröffnen konnte. Schon seit etlichen Jahren hatte er die Gründung eines solchen bei Kaiser Ferdinand

betrieben, aber auch hier verband er mit allem Eifer die Vorsicht. Auf die sichere Fundierung des Kollegs legte er allen Wert.<sup>51)</sup> Auf ihn ist mehr oder weniger auch die Ansiedelung der Jesuiten in Würzburg (1565), wo er durch seine Predigten dem Orden den Boden bereitete, ebenso wie in Mainz und Trier (1570) zurückzuführen.<sup>52)</sup>

Ueerblicken wir diese reiche, mit nie erlahmender Kraft und seltener Klugheit ausgeführte Propaganda, die Canisius gerade auf der Höhe seines Lebens getrieben hat, nehmen wir die äußerst lebhafteste Korrespondenz hinzu, die er besonders mit den einflußreichsten Männern, wie etwa Hosius, unterhielt, vergegenwärtigen wir uns die Ordensgeschäfte, die ihm als Provinzial oblagen und die sich stetig mehrten, so muß man zugestehen, daß er römischerseits den Namen eines Apostels Deutschlands verdient.

Dabei fand er noch immer Zeit und Kraft, an den großen Zeitereignissen nicht nur beobachtendes Interesse, sondern thätigen Anteil zu nehmen. Was er in dieser Beziehung geleistet hat, haben wir nun darzustellen.



## Fünftes Kapitel

### Das Tridentiner Konzil und seine Folgen.

1562—1568

Dem allgemeinen Drängen auf Reform und Stärkung des Katholizismus konnte Papst Pius IV. nicht länger widerstehen. Mit aufrichtigem Willen beschloß er die Fortsetzung des seit 1552 ruhenden Tridentiner Konzils. Es gab weitläufige Verhandlungen, bis die große Kirchenversammlung am 18. Januar 1562 eröffnet werden konnte.

Daß das Tridentiner Konzil eine weltgeschichtliche Bedeutung gewonnen hat, ist nicht zum wenigstens auf den Einfluß, den hier die Jesuiten zu Gunsten der Papstgewalt ausgeübt haben, zurückzuführen. Diese zu stärken, das war die Aufgabe, die sie sich und der Versammlung stellten, und sie haben sie gelöst, obwohl eine Formel dafür festzusetzen ihnen nicht gelungen ist. Diese jesuitische Tendenz vertraten vor allem Laynez und Salmeron. Anders stand Canisius, und hier beginnt der tiefe Graben bemerkbar zu werden, der ihn von jenen trennte. Huber, der gründliche Kenner jesuitischer Tendenz und Praxis, schildert die Thätigkeit der Jesuiten mit folgenden Worten: „Die Jesuiten, welche sich über den tiefen Verfall des sittlich religiösen Lebens zu der Zeit, wo sie ins Leben traten, nicht täuschten, suchten doch die Schuld davon nicht in der Wirtshaft der Kurie und stimmten darum nicht ein in den Ruf nach der Reformation der Kirche in Haupt und Gliedern. Schwer dürfte es werden, in der doch fast unübersehbaren Litteratur des Ordens Stellen zu finden, in welchen die Notwendigkeit einer kirchlichen Reformation anerkannt und die Forderung nach einer solchen erhoben würde. Auf dem



Koncil von Trient waren die Jesuiten Laynez und Salmeron die eifrigsten Anwälte aller Ausartungen und Uebergriſſe der päpſtlichen Herrſchaft, wehrten jede Schmälerung derſelben ab und hintertrieben auf ſolche Weiſe die notwendigſten Reformen.“<sup>1)</sup> Das iſt richtig von Laynez und Salmeron, nicht aber von Caniſius.

Was Caniſius vom Koncil, auf das er wie kaum jemand die größten Hoffnungen ſetzte, erwartete, war nicht Stärkung der Papſtgewalt, dafür findet ſich kein Wort, ſondern Reform und dadurch Einigung der Kirche. Die Einheit, „das einzige Wahrzeichen der Chriſten,“ ſieht er zerriffen. Wodurch? „Theils durch Irrtümer und Sekten, die da und dort ihre Verheerung anrichten und von Tag zu Tag zunehmen, theils durch Mißbräuche, Sünden, Verbrechen und ſchändliche Sitten in allen Ständen, bei Geiſtlichen und Weltlichen. Daraus erfolgt eine ſolche Unordnung, Irr- und Unglaube, Zanken und Schänden, wie es von den Zeiten der Apoſtel nicht erlebt worden iſt . . . Weder kümmern ſich die Schafe um ihre Hirten, noch die Söhne um ihre Eltern mehr . . . Wie läßt ſich die Einheit der Kirche herſtellen? Es iſt erwieſen durch die Erfahrung, Reichstage vermögen wenig; Kolloquien ſind unzureichend; Provinzialkonzilien können ein allgemeines Uebel nicht austreiben; vieles Diſputieren und Schreiben macht das Uebel ärger: das einzige, nützlichſte, ſicherſte, geſundeste und wirksamſte Heilmittel iſt das allgemeine Koncil.“ Das ſind die Gedanken, mit denen Caniſius nach Trident ſieht, dieſe Gedanken leiten ihn, ſobald er ſelbſt in die Verhandlungen eingreift, eine Thatſache, die auch Kieß, der deutſche jeſuitiſche Biograph des Caniſius, nicht ableugnen kann, die er aber in folgende vorſichtige Worte kleidet: „Wie er auf Anzeichen hin, daß in Rom ſelber manche Elemente dem guten Willen des Papſtes und ſeinen Reformmaßregeln entgegen wirkten, es nicht an ernſtlichen Vorſtellungen bei den päpſtlichen Legaten fehlen ließ, daß man vor allem im Mittelpunkte der Chriſtenheit mit dem guten Beispiele einer ernſtlichen Reformation vorangehe, ſo achtete er auch den Mißleitungen des Kaiſers gegenüber keine menſchliche Rückſicht und wirkte ihnen mit allen Kräften entgegen.“<sup>2)</sup> Auch der anmaßende, verleßende Ton, den Laynez in Trident

anschlug, entsprach nicht dem klugen Sinne des Canisius. Er begrüßte es mit Freuden, und damit wich er wiederum von der Anschauung seiner Ordensgenossen ab, als in der zweiten Session „mit ebenso viel Würde als Milde“ die Evangelischen zur Teilnahme am Konzil eingeladen wurden, freilich fügte er klug hinzu, daß „mit diesem Angelhaken die Fische nur um so sicherer gefödert würden.“<sup>3)</sup> Ja, im Konzil selbst stach seine Sprache merklich gegen die der andern Jesuiten ab. Ferner wünschte Canisius nichts aufrichtiger, als die Teilnahme der deutschen Bischöfe am Konzil, deren Fernbleiben ihn immer wieder zu Klagen veranlaßt<sup>4)</sup> — auch das entsprach nicht dem jesuitischen Programm von der Allgewalt des Papstes. Ohne Zweifel tritt hier in Trient ein Gegensatz zwischen Canisius und der neuen Jesuiten-generation hervor, der sich nicht wieder ausgeglichen hat, obwohl Canisius sich äußerlich fügen mußte.

Wie kam nun Canisius nach Trient? Bezeichnend genug ist es, daß ihn sowohl die päpstlichen Legaten, als auch der Kaiser beehrten. Letzterer hätte gern seinen Oratoren einen oder mehrere tüchtige Theologen beigegeben; er denkt an Lanoy und Canisius. Aber er hat das Bedenken, sie möchten zu zäh in gewissen Zugeständnissen — nämlich des Laienkelches und der Priesterehe — und zu mild in der Betreibung der Reform der römischen Kurie sein.<sup>5)</sup> Dennoch entscheidet er sich für Canisius, zu dem er also auch in diesen Punkten noch das meiste Vertrauen hatte. Das Domkapitel in Augsburg aber lehnte seine Bitte, den Domprediger nach Trient zu entlassen, ab. Erfolgreicher war die Bewerbung der Legaten um Canisius.<sup>6)</sup> Am 14. Mai 1562 traf er zu einem vier- bis fünfwöchentlichen Aufenthalt in Trient ein. Er nahm zunächst an den Arbeiten über den Index der zu verbietenden Schriften teil,<sup>7)</sup> wozu er durch seine reiche Kenntnis der gesamten Litteratur besonders befähigt war. In den Verhandlungen, die im Hause des Prager Erzbischofs stattfanden, versuchte Canisius im Einverständnis mit diesem eine mildere Auffassung zur Geltung zu bringen.<sup>8)</sup> Bedeutungsvoller war seine Teilnahme an den theologischen Beratungen (vom 10.—23. Juni) über den Laienkelch, dessen Gewährung Kaiser Ferdinand und Herzog Albrecht mit besonderem Eifer betrieben. Nicht weniger als dreiundsechzig

Vorträge wurden darüber gehalten. Salmeron eröffnete sie mit einer starken Zurückweisung der kaiserlichen Forderung. Die kaiserlichen Dratoren waren sehr wenig befriedigt vom Verlauf der Beratung: es seien eben alle Spanier, diese Theologen, die wüßten nichts von den deutschen Verhältnissen; einzig Canisius habe gehörig zur Sache gesprochen und die Väter einigermaßen geneigter zum Zugeständnis des Kelches gemacht. Bezeichnend setzen sie hinzu: „Wenn nicht Bischöfe und Theologen fehlten, die die deutschen Verhältnisse kennen, könnten wir viel ausrichten, aber jetzt liegt alles in den Händen der Italiener und Spanier.“<sup>9)</sup> An diese Rede des Canisius erinnerten später die kaiserlichen Gesandten, als sie am 16. September 1562 über die scharfe und beleidigende Rede und das taktlose Benehmen des Laynez berichteten, womit er die Gewährung des Laienkelches bekämpft hatte. Gerade das Gegenteil habe früher Canisius aus derselben Gesellschaft in öffentlicher Rede ausgesprochen.<sup>10)</sup>

Was soll man aus diesen Aeußerungen schließen? Etwa daß Canisius entgegen seiner sonstigen Ueberzeugung plötzlich für den Laienkelch eingetreten sei? Das ist unmöglich, denn vor wie nach jenen Verhandlungen spricht er sich sehr entschieden gegen den Laienkelch aus. Das liegt aber auch gar nicht in den Worten der kaiserlichen Gesandten. Wie aber erklärt sich jene Anerkennung, die sie ihm offen zollen?

Davon können wir zunächst überzeugt sein, daß Canisius seine Meinung möglichst mild vorgetragen hat. Er kannte zu gut die Grenzen, wie weit mit dem Kaiser, mit den Deutschen überhaupt zu gehen war. Sodann: prinzipiell war er nicht gegen den Laienkelch. Das mag er offen in Trient gesagt haben. In seinem Katechismus stellt er es als ganz gleich hin, ob das Abendmahl unter einer oder unter beiden Gestalten genossen werde; den Gebrauch nur des Brotes führt er dort allein auf die Erfahrung zurück, die gelehrt habe, daß es so „zu größerem Vorteil und zu geringerer Gefahr des Volkes“ geschehe. Die Kirche habe Macht, nach der Zeitlage den Kelch zu entziehen, und, so wird er in Trient hinzugefügt haben, den Kelch jetzt zu gestatten, sei ein Fehler, weil dadurch nur der Geist der Unbotmäßigkeit genährt werde. Jedenfalls hat Canisius die Frage nicht prinzipiell behandelt,

verneint; er hat gewiß in seiner Rede auf die deutschen Verhältnisse Rücksicht genommen und es immerhin als diskutierbar hingestellt, ob der Kelch bewilligt werden solle, oder nicht. Daß mit Canisius über diesen Punkt überhaupt zu reden war, geht daraus hervor, daß auch der Erzbischof von Prag ihn für seine Interessen zu gewinnen suchte. Als Deutscher, vertraut mit den deutschen Verhältnissen, mußte Canisius manches zu begreifen, zu entschuldigen, was für einen Ausländer und einen ergebenen Diener der Papstgewalt, wie Laynez und Salmeron, unbegreiflich war. Weder in Salmerons Rede, die er in den Zusammenkünften im Juni gehalten hat, noch in der des Laynez vom August ist etwas von der Ansicht des Canisius zu finden. Sie enthalten beide die schroffste, prinzipiellste Ablehnung der geplanten Maßregel.

So lag zwischen Canisius und seinen Ordensbrüdern eine Meinungsverschiedenheit zu Tage, die ja schließlich in einem Endurteile ausklang, die aber doch stark genug war, um nicht nur beiderseits, sondern auch von jedem Beobachter bemerkt zu werden.

Ein anderer Gegensatz kam zwar nicht zum offenen Ausdruck, muß aber doch hier erwähnt werden. Er betrifft die Frage, ob die bischöfliche Gewalt unmittelbar göttlichen Rechtes sei oder mittelbar durch den Papst, eine Frage, die bei dem Antrag über die Residenzpflicht der Bischöfe zur Sprache kam. Laynez hat sich mit aller Entschiedenheit auch hier für die Allgewalt des Papstes ausgesprochen, eine Ansicht, die unserm Canisius bisher fern lag. Entsinnen wir uns nur, wie beredt er die göttliche Machtvollkommenheit der Bischöfe immer betont hat, wie er in seinem Katechismus die Gewalt der Bischöfe unmittelbar vom heiligen Geist, also nicht vom Papst ableitet! Die Verherrlichung der Papstgewalt, wie sie Laynez in seiner berühmten Rede vom 20. Oktober 1562 und dann wieder am 16. Juni 1563 hören ließ, lag nicht in seiner Gedankenfolge; wenn er sich ihr anschließen wollte, so mußte er mit seiner bisherigen Auffassung von der bischöflichen Macht brechen. Nun hat er ja als gehorsamer Jesuit äußerlich sich gefügt und dem Laynez seine Zustimmung gegeben, doch mit sehr zurückhaltenden Worten, nur nebenher.<sup>11)</sup> Und sie ist ohne alle praktischen Folgen geblieben. Seine ganze

Wirksamkeit in der Vergangenheit wie in der Gegenwart ruhte auf einer anderen Grundlage; sie war so eng mit der bischöflichen Autorität, ja mit der fürstlichen Gewalt verwachsen, daß er einfach jede Thätigkeit hätte einstellen müssen, wenn er die Grundsätze und Anschauungen des Laynez und des von ihm beeinflussten Ordens hätte praktisch verwerten wollen. Ein Widerspruch thut sich hier auf, der nicht versöhnt werden konnte, und wir werden sehen, daß er auch nicht versöhnt worden ist.

Es ist höchst auffallend, daß Canisius bald nach seiner Rede über den Laienfeld Trient verlassen hat.<sup>12)</sup> Und zwar geht er nicht, wie namentlich nach den dringenden Briefen des Cardinal Otto zu erwarten wäre,<sup>13)</sup> nach Augsburg zurück, sondern nach Innsbruck. Dort war er schon im Mai desselben Jahres wegen der Kolleggründung gewesen.<sup>14)</sup> Man könnte vermuten, dieselbe Angelegenheit habe ihn auch jetzt dort festgehalten, aber seine Briefe verraten auch nicht das Geringste davon. Was ihn festhielt, war einzig ein Befehl seines Generals, ihn dort zu erwarten. Laynez kam nämlich aus Frankreich und ging durch Deutschland nach Trient. Warum aber ließ er den Canisius wenigstens sechs Wochen müßig in Innsbruck warten? Hatte er wirklich mit Canisius über das Innsbrucker Kolleg dort selbst zu verhandeln, wofür aber gar keine Anhaltspunkte vorhanden sind, so war Zeit, ihn kurz vor seiner Ankunft dorthin zu bestellen. Es liegt der Verdacht sehr nahe, daß Laynez, von dem Auftreten seines Provinzials in Trient unterrichtet, ihn vom Konzil entfernen wollte. Warum entließ er ihn aber nicht nach Augsburg? Wir entsinnen uns, daß ja Canisius dort so schwere Konflikte heraufbeschworen hatte, daß Laynez persönlich eingreifen mußte.

Mit spannendem Interesse verfolgte Canisius sowohl von Innsbruck, als von Augsburg aus, wohin er etwa Anfang August zurückkehren durfte, den Gang des Konzils. Das verraten uns deutlich die Briefe von Hosius aus dieser Zeit. Sie zeigen aber auch, wie Canisius - dauernd über den Parteien stand und sich ebensowenig unbedingt auf die päpstliche Seite, als auf die kaiserliche stellte. Dem entspricht es auch ganz, daß er mit einem so gut kaiserlichen Manne wie Zasius in stetem vertraulichen

Briefwechsel blieb. Seine Briefe atmen noch dieselbe Hoffnungs- freudigkeit fürs Konzil, womit er dessen Eröffnung begrüßt hatte, und doppelt empfindlich ist er für alles, was den Fortgang des- selben stören könnte. Schriften, die dem Papst und den Legaten vorwerfen, daß sie die Freiheit des Konzils antasteten, bedauert er aufrichtig, und er ist überzeugt, wenn der Kaiser davon Kennt- nis hätte, würde er's nicht weniger thun.<sup>15)</sup> Das vertrug sich frei- lich wieder wenig mit der Anschauung, die Laynez in Trient ganz offen vertrat (am 20. Oktober 1562): ein Konzil sei nur dann ein ökumenisches, wenn der Papst ihm diesen Charakter beilege; und auf einem Konzil thue der Papst allein den Spruch und dieses hätte weiter keine Aufgabe, als einfach Ja zu sagen. Ferner hieß es einfach den von den Jesuiten in Trient einge- schlagenen Weg verurteilen und sich offen auf die Seite des Kaisers stellen, wenn Canisius es bitter empfindet, daß die „Söhne Levis“ zu Trient wohl über die Lehre, aber nicht über die Reform der Sitten handelten, „um der wankenden Kirche zu helfen.“<sup>16)</sup> Das eben war's, was auch den Kaiser so tief verstimmte.

Dies möge genügen, um zu beweisen, daß Canisius, mild ausgedrückt, über den Parteien stand; in vielen Punkten war er viel eher kaiserlich, als jesuitisch-päpstlich.

Als das Jahr 1562 zu Ende ging, schien auch auf allen Seiten der Eifer für das Konzil zu Ende zu sein. Bei den endlosen Verhandlungen über das göttliche Recht der Bischöfe und ihre Residenzpflicht war die Reform, an der namentlich dem Kaiser alles lag, gar nicht zur Sprache gekommen. Erklärlich war es also, daß ein Gerücht umherging, der Kaiser wolle das Konzil lieber aufgehoben sehen. Wenn er ernstlich gewollt hätte, es wäre wirklich zu einer Auflösung gekommen. Denn der Kaiser besaß kraft seiner ersten Gesinnung für das Wohl der Kirche das ent- schiedene Uebergewicht. Diese hinderte ihn aber auch, kurzer Hand das Konzil fallen zu lassen. Um ganz gewissenhaft zu sein, be- rief er im Februar 1563 eine Theologenkommision nach Inns- bruck, wo er sich damals, um Trient näher zu sein, aufhielt. Seld, sein Kanzler, hatte siebzehn Fragen ausgearbeitet, die den Theologen vorgelegt werden sollten. Da wollte der Kaiser, wir heben nur die Hauptpunkte heraus, Antwort auf folgendes haben:

ob es ratfam sei, das Konzil fortzusetzen, oder es einschlafen zu lassen oder gar direkt abzubrechen? Was man für die Freiheit des Konzils thun solle? Ob nicht auch neben den päpstlichen Legaten den fürstlichen das Recht zustehet, Anträge bei dem Konzil zu stellen? Ob und welche Drohungen gegen einen plötzlichen Abbruch des Konzils anzuwenden seien? Ob und mit welchen Artikeln die Reform zu betreiben sei? Ob man die Artikel, die sich auf die Reform des Papstes und der römischen Kurie beziehen, fallen lassen solle? Wenn nicht, wie man dem Zorne seiner Heiligkeit vorbeugen könne, damit das nicht zu einer Unterbrechung des Konzils führe? Ob man auch über den Laienfelch, Priesterehe und Fleischgenuß handeln solle? Ob es besser sei, die Behandlung der Dogmen vor der Reform vorzunehmen? Ob der Kaiser zum Konzil kommen solle? Ob und wie man die deutschen Bischöfe zur Teilnahme am Konzil bewegen könne?<sup>17)</sup>

Die Kommission, der diese und andere Fragen vorgelegt wurden und an deren Spitze der Bischof Draskovics von Fünfkirchen stand, setzte sich außerdem noch aus dem Beichtvater der Königin, Franz von Cordova, dem Bischof von Pedena, Fra Daniel Barboli, und Canisius zusammen, der eigens zu diesen Beratungen nach Innsbruck gekommen war. Die Kommissionsmitglieder gaben einzeln ihre schriftlichen Gutachten ab. Dieselben fielen sehr verschieden aus. Ganz kaiserlich waren der Bischof von Fünfkirchen und Franz von Cordova, der noch heftiger gegen den Papst eiferte, als jener.<sup>18)</sup> Ganz päpstlich fiel das Gutachten des Bischofs von Pedena aus,<sup>19)</sup> während Canisius wieder eine vermittelnde Stellung einnahm.

Nichts scheine ihm sich für den Kaiser mehr zu schicken, als für die Fortsetzung des Konzils Sorge zu tragen, damit er sich nicht um den gewünschten Erfolg, die Reform, bringe. Mit Drohungen sei freilich nicht vorzugehen, wenn nicht erst alle anderen Mittel erschöpft seien; und wenn nur dies übrig bleibe, so sei doch erst recht zu erwägen, ob es zum Nutzen oder Schaden ausschlagen würde, und daß dieses Beispiel vielen Fürsten Veranlassung sein werde, schismatische Nationalkonzile unter Ausschluß des Papstes zu halten. Das Recht, Anträge zu stellen stehe allein bei den Legaten, und sie haben auf dem Konzil so

viel Macht, als der Papst ihnen einzuräumen geruht, denn ihm steht es zu, Konzile zu berufen, zu versammeln, zu leiten und zu bestätigen. Uebrigens zweifle er, ob die Legaten nicht unflug und tadelswert seien, wenn sie dem Kaiser die Thür zum Konzil, die doch allen offen stehen muß, verschließen wollten. Eine Reform der Geistlichkeit sei allerdings notwendig, und zwar durch alle Stände, den Papst nicht ausgenommen; aber ebenso sei eine Reform der fürstlichen Laien von Nöten, die die Freiheit der Kirche schänden, unterdrücken u. s. w.<sup>20)</sup> Laienkelch, Priesterehe und Fleischgenuß lehnt er ab. Die deutschen Bischöfe anlangend, so solle der Kaiser sich mit dem Papst ins Einvernehmen setzen, und sie unter Androhung schwerer Strafen zum Konzil fordern, denn es sei schimpflich, aus Furcht vor den Ketzern in so bedrängter Zeit die Sache der Christenheit im Stiche zu lassen. Fast mit denselben Worten wie der Bischof Draskovics beantwortete er die Frage, ob sich seine Majestät zum Konzile begeben solle. Dies sei der kürzeste Weg, um die gegenwärtigen Schwierigkeiten auszugleichen und weiteren gefährlichen Streitigkeiten vorzubeugen, Und wenn er mit dem Papste in Mantua oder Bologna zusammenkäme, um über die Reform „an Haupt und Gliedern“ zu verhandeln, so würde das ohne Zweifel für das Konzil und für die Christenheit heilsam sein, und er, der Kaiser, sich durch diesen Gang wie ein zweiter Constantin ein Verdienst vor Gott und unsterblichen Ruhm vor den Menschen erwerben.<sup>21)</sup> Wie stellte sich aber Canisius zu der heiklen Frage der Reform „am Haupte“, die vor allem in einer Einschränkung der Zahl der Kardinäle und der Erteilung von Dispensen bestehen sollte? Er schrieb einfach: der Papst ist zu bitten, die Reform geschehen zu lassen — ein Ausdruck, der sehr klug gewählt war. Denn bat der Kaiser den Papst um Reform, so hatte er damit seinen Anspruch, selbst die Kurie zu reformieren, aufgegeben, es lag also darin ein Zugeständnis an den Papst. Dennoch erklärte der Schreiber des Canisius, der Sekretär Commendones, Gratian, den Ausdruck für verlegend und setzte dafür die Worte: „daß er sich und die römische Kurie reformiere.“ Auch sonst änderte Canisius etliche Ausdrücke auf Anraten Gratians. Entsetzt schrieb dieser an seinen Herrn nach Trient, er möge daraus, daß schon Canisius, den



man einen Heiligen nennen könnte, Anträge stelle, die in Rom verlesen, schließen, wie die Botschaft der anderen ausgefallen sein mögen.<sup>22)</sup>

In der That, schärfer konnte sich der Reformeifer des Canisius nicht zeigen, als darin, daß er auch die Reform noch über den Papst stellte, eine Anschauung, die den Aeußerungen des Ordensgeneralis in der Kongregation vom 16. Juni 1563 geradezu ins Gesicht schlug, denn hier erklärte Laynez nicht allein, daß das Konzil kein Recht habe, die Kurie zu reformieren, sondern er leugnete sogar die Reformbedürftigkeit derselben. Indem aber Canisius es zuließ, daß Gratian eine so bedeutsame redaktionelle Aenderung vornahm, bewies er, daß die große Prinzipienfrage, ob der Papst über dem Konzil bez. dem Kaiser oder unter demselben stehe, für ihn im Vergleich mit der Frage nach der Reform überhaupt verschwindenden Wert hatte. Und so konnte es bei seiner vermittelnden Stellung kommen, daß auf der einen Seite Commendone alle seine Hoffnungen auf ihn als den „großen Verteidiger der päpstlichen Autorität“ in jener kaiserlichen Kommission setzte, und daß andererseits die in Innsbruck mit dem Kardinal von Lothringen anwesenden französischen Bischöfe ihn für ihre Politik, deren Schlagworte Reform und Nationalkonzil waren, zu gewinnen suchten, wenigstens wollte sich ein derartiges Gerücht am Innsbrucker Hofe nicht verlieren.<sup>23)</sup> Der Kaiser war gewiß von dem Gutachten seines Jesuiten nicht unbefriedigt, was schon Gratian erwartete. Ja, wenn der Kaiser nun seine Entschlüsse traf und an den Papst sich wandte, um mit ihm gemeinsam die Reform an Haupt und Gliedern durchzuführen, so ging dieser Schritt auf Canisius zurück. Wie ungnädig aber wurden die kaiserlichen Schreiben in Rom aufgenommen, obwohl der Kaiser doch damit eine große Nachgiebigkeit gezeigt hatte, daß er sein Recht, allein zu reformieren, aufgegeben hatte. Man erschrak über den Entschluß des Kaisers, selbst nach Trident und, wenn möglich, zugleich mit den Protestanten, kommen zu wollen. Aber niemand anders als Canisius hatte diese Gedanken mit Eifer vertreten.

Dieser seiner kaisersfreundlichen, mit der päpstlichen Politik oft in Widerspruch geratenden Stellung, die nun vollends mit dem Verhalten der Jesuiten in Trident unvereinbar ist, wird

Canisius doch nicht untreu, wenn er an Hosius in dieser Zeit folgendes schreibt: „Das müssen wir namentlich auf eine Versuchung Satans zurückführen, daß von einigen der Weg gebahnt wird, die Autorität dessen zu bekämpfen und zu vernichten, der allein in der Schlichtung von dergleichen Streitigkeiten immer war und sein muß der oberste Richter und der Fürst der Kirche, nicht nach menschlichem, sondern nach göttlichem Recht, von Christo selbst und an Christi Statt eingesetzt. Dem wollen jetzt alle Abbruch thun, seine höchste und uns nötige Autorität wollen sie verdunkeln und beseitigen. Dahin beinahe zielen auch die Pläne der Fürsten, wenn man die ganze Sachlage recht überlegt, als ob sie, zufrieden mit dem katholischen Namen, sich nicht darum zu kümmern hätten, daß sie Schafe des Hirten Paul IV. oder Pius IV. sind, sondern vielmehr das Amt von Richtern und Reformatoren sich beilegen müßten gegenüber den Päpsten und Vätern und dem ganzen geistlichen Stand.“<sup>24)</sup>

Diese Stelle bezieht sich auf die Verbindung, die der Kaiser mit Frankreich und Spanien geschlossen hatte, um den Papst zur Vornahme der Reformen zu zwingen, und auf die ganze ausgesprochen antipäpstliche Strömung, die diesen Schritt möglich machte. So weit ging Canisius nicht. Es war wirklich seine Ueberzeugung, die er vor Hosius aussprach, aber nicht seine ganze. Es fehlte, wie sehr er doch die Reform, auch die der Kurie, wünschte, und für wie unpolitisch er nach seinen Grundsätzen das Verhalten der Legaten hielt. Daß er einem Hosius gegenüber dies verschwieg und seine päpstfreundliche Anschauung hervorhob, war für ihn ein Gebot der Klugheit, entsprang auch aus seiner ganzen vermittelnden Stellung. Die Reform, so wie er sie verstand, und wie sie auch Ferdinand, abgesehen von Laienfelsch und Priesterehe, wollte, ging ihm über alles, auch über die päpstliche Machtvollkommenheit. Man kann sagen, Canisius war mehr kirchlich als päpstlich, in dem Sinne, daß er dem Heile der Kirche alles nachsetzte, und für die päpstliche Autorität trat er nicht ein als für das letzte Ziel, sondern sofern sie zum Wiedererstehen des Katholizismus ihm unerläßlich schien.

Die Kurie, bedrängt einmal von der Koalition der drei großen Mächte, andererseits von der für die Selbstständigkeit des

Bistums streitenden Verbindung der spanisch-französischen Konzilsväter, mußte sich dazu bequemen, auf die Pläne des Kaisers einzugehen, zum wenigsten mit ihm in Unterhandlung zu treten. Die Erfahrung hatte gelehrt, daß der fromme Fürst am leichtesten im persönlichen Verkehr zu haben war. So kam es zur Sendung Morone's nach Innsbruck. Er sollte alle schwebenden Fragen zum Ausgleich und „auf alle Punkte der Briefe Seiner Majestät Antwort bringen.“ Der Kaiser war von der Wahl gerade dieser Persönlichkeit sehr befriedigt, während die strengere Partei viel Anstoß daran nahm. Hatte doch Morone, der Kezerei verdächtig, selbst einst Bekanntschaft mit den Gefängnismauern gemacht, hatte er sich doch auf dem Konzil in der Frage über das göttliche Recht der Bischofsgewalt für dieses erklärt.<sup>25)</sup> Je willkommener ein Mann so gemäßigter Richtung dem Kaiser war, desto besorgter waren seine Räte, er werde die Freundlichkeit des Kaisers mit desto größerer Zähigkeit in Sachen der Reform belohnen.

Morone, am 21. April in Innsbruck vom Kaiser ehrfurchtsvoll empfangen, verhandelte seiner Instruktion gemäß nur mündlich mit dem Kaiser. Dieser diktierte die besprochenen Punkte aus dem Gedächtnis seinem Kanzler Seld, der sie wiederum seinerseits formulieren und einer Theologenkommision zur weiteren Beratung übergeben mußte. Diese Kommission war anders zusammengesetzt als jene, von der wir oben berichtet haben. Ihr Vorsitzender war der Bischof von Großwardein, ihre Mitglieder Dr. Konrad Braun, der uns bekannte Rat des Kardinals Otto, Staphylus, der kaiserliche Beichtvater Cythard, Franz von Cordova, vielleicht auch der Erzbischof von Prag, sicher endlich Canisius. Keines dieser Kommissionsmitglieder, mit Ausnahme von Franz von Cordova, war ausgesprochen antipäpstlich. Im Ganzen herrschte eine gemäßigte Gesinnung vor, doch in mannigfacher Schattierung. Canisius, der ohnehin nicht gerade gern diese Pflichten erfüllte, zumal er dadurch immer wieder von Lugsburg fern gehalten wurde, litt besonders unter der Uneinigkeit der Kommission, die diesmal ein einheitliches Votum abgeben sollte. Dennoch hoffte er, daß „der erlauchte Kardinal nicht von hier fortgehen werde, ohne daß die Hindernisse irgendwie beseitigt sind, die etliche in den Weg geworfen oder vermehrt und verstärkt haben.“<sup>26)</sup>

Morone wußte auf die Kommission einen entscheidenden Einfluß nicht allein durch seine Gegenwart, sondern auch durch materielle Interessen zu üben. Er konnte wenigstens nach Rom berichten: „Wir müssen Gott danken, daß er diesem Fürsten einen sehr frommen Sinn gegeben hat und mir Gelegenheit, auf sicherem und geheimem Wege alles das erreichen zu können, worüber unter den erwähnten Theologen verhandelt worden ist.“ So sei es ihm gelungen, die Gutgesinnten zu ermuntern und einen Ruhestörer (Franz von Cordova) „unschädlich zu machen.“<sup>27)</sup> Reichlich hatte der Kardinal das Geld fließen lassen zum Zwecke der guten Sache. Es entsprach zwar einem im diplomatischen Verkehr nicht seltenen Gebrauch, wenn der Kanzler Seld ein Geschenk empfing, aber auf Bestechung kam es doch hinaus, wenn Staphylus 200 Goldscudi einstreichen konnte und Cythard, Braun und Canisius, diejer „als Geschenk seiner Gesellschaft Jesu“, je 100 Scudi.<sup>28)</sup> Und um so lieber habe er, Morone, diese Summen geopfert, als er gehört habe, daß diese Männer am Hofe bleiben und den Kaiser weiter beraten würden.

Was aber hatte Morone mit Hilfe dieser seiner erkauften Genossen beim Kaiser erreicht? Sieht man auf die weitere Entwicklung der Dinge, auf die spätere Haltung Ferdinands, so kann man sagen, es war fast nichts erreicht; für den Augenblick aber schien es, als habe Morone doch den kaiserlichen Forderungen allenthalben die Spitzen abgebrochen. Denn Ferdinand hatte in wichtigen Dingen ein großes Entgegenkommen gezeigt. Von Laienkelch und Priesterehe wurde gar nicht gesprochen, in der Reformfrage der Ausdruck „Reform des Hauptes“ fallen gelassen u. a. m. Es unterliegt keinem Zweifel, daß zu dieser verjöhnlichen Stimmung des Kaisers namentlich Canisius viel, vielleicht das Meiste beigetragen hatte. Wenigstens haben der Papst und der Kardinal Borromäo dem Generalvikar der Jesuiten, Borgias, ihren Dank und ihre Glückwünsche für die Dienste des Canisius ausgesprochen.

Diese Innsbrucker Verhandlungen haben aber zu einem, wenn auch nicht offenen, so doch thatsächlichen Bruch zwischen dem Kaiser und dem Jesuiten geführt. Als im weiteren Verlauf der Verhandlungen mit dem Papst und dem Konzil der Kaiser die Reform

immer mehr aus dem Auge verlor und statt seines anfänglichen Eifers ein volles Nachgeben zeigte, höchst wahrscheinlich aus politischen Gründen, da erlebte Canisius an seinem kaiserlichen Herrn eine bittere Enttäuschung. Denn was Canisius immer wieder zum Kaiser hinzog und mit ihm verband, war dessen aufrichtiges Streben nach Reform. Als nun Ferdinand nachgab und selbst in die vom Papste so eifrig gewünschte Schließung des Konzils einwilligte, während er mit um so größerer Entschiedenheit den Laienfelch und die Priesterehe für seine Erblande forderte und auch durchsetzte, da war innerlich das Band zwischen dem Jesuiten und dem Kaiser gelöst. Denn für den Laienfelch konnte Canisius sich nicht erwärmen, er sah darin einfach eine Unterstützung des Abfalls<sup>29)</sup> von der katholischen Kirche. Andererseits hatte sich Canisius durch seine Haltung während Morones Anwesenheit um des Kaisers Vertrauen gebracht. Er verlor am kaiserlichen Hof allen Einfluß.<sup>30)</sup> Dafür sah er aber auch mit gänzlicher Hoffnungslosigkeit auf Oesterreichs kirchliche Lage, während jetzt auf Herzog Albrecht, der auf dem Ingolstädter Landtag vom März 1563 eine entschiedene Wendung in seiner Politik machte, alle seine Hoffnungen ruhten.<sup>31)</sup>

Herzog Albrecht hatte ganz wie der Kaiser die Gewährung des Laienfelches eifrigst beim Konzil, und darauf beim Papst betrieben. Was das Konzil verweigert hatte, gewährte endlich der Papst. Aber von dem Zugeständnis des Laienfelchs machte der Herzog schließlich selbst keinen Gebrauch. Fast an demselben Tage, an dem die betreffende Urkunde vom Papste unterzeichnet wurde, tagte in München eine Konferenz (17. April 1565), auf der der Kanzler Simon Thaddäus Eck die strengsten Reformmaßregeln siegreich vertrat.<sup>32)</sup>

Was den Umschwung bei Herzog Albrecht herbeigeführt hatte, war der Einfluß dieses seines streng katholischen Kanzlers, der Eifer des Kardinals Hosius, der den Herzog beschwor, seinen Ruhm der Frömmigkeit nicht mit einem Schlag wieder zu vernichten, die päpstlichen Gegenvorstellungen gegen seine Geneigtheit für Laienfelch und Priesterehe, endlich auch der Ausgang der sogenannten Ortenburgischen Fehde, bei der sich zeigte, daß die Opposition der Evangelischen doch nicht so mächtig war, als anfangs gefürchtet

wurde. Kurz, Albrecht befand sich bald ganz in dem Fahrwasser, in das auch Canisius ihn längst gern geleitet hätte. Jetzt aber ist er des Lobes voll über den gut gesinnten Fürsten. „Den Lutherischen ist er deshalb so verhaßt, weil er die Neuerer in seinem Gebiet unterdrückt, die Sektierer ausweist und die ersten aus dem Adel gefangen hält . . . . Man weiß nicht, ob die Verräter mit dem Leben davonkommen werden. Sicher hat diese Strenge gegen etliche vom Adel den meisten Furcht eingejagt und die Baiern in ihrer religiösen Pflicht gewissenhafter gemacht. Der Graf von Ortenburg“, so berichtete Canisius an Hosius weiter, „grenzt mit seinem Gebiete an Baiern. Er hatte den Glauben gewechselt und den Bauern einen Lutherischen Prediger gegeben. Um den zu hören, zogen sie schaarenweise aus den Nachbardsdörfern heran, natürlich an den Lockungen und schmeichelnden Verheißungen der neuen fleischlichen Lehre sich erbauend. Der Herzog ließ diesen Prediger festnehmen, da sie eidlich versprochen hatten, Baiern nicht mehr zu beunruhigen. Die Burg des Grafen besetzte er darauf. Diesem vorzüglichen Fürsten konnten wir unsere Unterstützung nicht versagen, als er um vier der Unseren als Theologen und Prediger für Niederbaiern bat, die die im Glauben verletzten Seelen heilen und zur Mutter Kirche zurückführen sollten, von der sich viele nach dem Beispiel des benachbarten Oesterreichs getrennt hatten. So fahren die Unsren fort, den Baiern durch Unterricht zu dienen, und schon kehrt das Volk allmählich zur heiligen Messe zurück und läßt die falschen Glaubenslehren mehr und mehr fahren, während mit Genehmigung des Bischofs Klöster und Schulen visitiert werden. Jetzt schreibt man, sind die Pfarrer meist ungebildet, die Mönche vernachlässigen den Kultus, die meisten studieren mit Eifer kezerische Bücher, die Priester sind zur Beichte über die Maßen ungeschickt, da sie nicht einmal die Absolutionsformel kennen. In der Bevölkerung gehen allerlei Meinungen und Sekten im Schwange. Unter 8000 Seelen sind 340, die mit Einer Gestalt im Abendmahl zufrieden sind, beide Gestalten fordern 101; aber solcher, die weder unter Einer, noch unter beiden Gestalten das Abendmahl fordern, fanden die Unsren 2281. Was sie an kezerischen Büchern bei den Priestern antrafen, für dessen Vernichtung und Verbrennung trugen sie

Sorge. Jetzt werden katholische, von uns bezeichnete Bücher eingeführt, damit die armen Pfarrer lernen, die verirrte Herde besser zu weiden und sich und andre in der heilsamen Lehre der Kirche zu befestigen.“<sup>33)</sup>

Das ist ein Bild echter gegenreformatorischer Thätigkeit, das Canisius da entwirft, und man fühlt, wie ihm dabei das Herz höher schlägt. Ist es doch diesem jesuitischen Eifer gelungen, endlich die Keime des Protestantismus in Baiern auszurotten oder wenigstens an einer Weiterentwicklung zu hindern. Und mit wahren Entzücken schaut Canisius auf Herzog Albrecht. Eine Lilie unter Dornen und den Morgenstern im Nebel nennt er ihn,<sup>34)</sup> da er den Laienkelch trotz päpstlicher Genehmigung nicht einführen ließ, da er der erste deutsche Fürst war, der ohne besondere Aufforderung von Rom aus daran ging, die Tridentiner Beschlüsse durchzuführen, was allerdings so rasch nicht gelang.<sup>35)</sup> Albrecht war ein Fürst ganz nach dem Herzen des Canisius. Hier in Baiern sah er das Reformideal verwirklicht, das er immer in der Seele getragen hatte: Ein der katholischen Kirche ganz ergebener Fürst führt unter steter Wahrung der geistlichen Gewalt, unter steter Fühlung mit den Bischöfen eine Reform des Katholizismus durch, die auf der einen Seite in einer möglichsten Unterdrückung oder Fernhaltung kezerischer Lehren bestand, auf der andren Seite aber von der Geistlichkeit Ernst und Eifer, Zucht und Bildung verlangte.<sup>36)</sup> Man wird nicht fehlgehen, wenn man sagt, daß Canisius mit weit größerem Wohlgefallen auf diesen Fürsten blickte, als auf die Partei der Kardinäle, ja den Papst selbst. Das, was für Canisius das dringendste war, die Reform, war doch nur widerstrebend unter dem Druck der Politik in Trident in Angriff genommen worden und wurde jetzt nur schlaff durchgeführt. Die Bemerkungen, mit denen Canisius die letzten Sitzungen des Konzils begleitet, verraten eine gewisse Verstimmung, die deutlich auszusprechen er zu klug war. Er fühlte wohl die Wichtigkeit dieser Beschlüsse für die Zukunft, aber er verhehlte sich nicht, daß sie für Deutschland bald einer Ergänzung, bald einer Milderung bedurften, gewissermaßen einer ganz besonderen Anwendung.<sup>37)</sup> Als er im Sommer 1565 in Rom weilte (der Tod von Lohne machte die Neuwahl eines

Ordensgenerals notwendig) und dort eifrig mit den Kardinälen verkehrte,<sup>35)</sup> fand er zu seinem Schmerz für die Gegenreformation in Deutschland weder besonderes Verständnis, noch regen Ernst und Eifer.<sup>39)</sup> Auch der Papst selbst, mit dem er verhandelte, speiste ihn zunächst mit leeren Worten ab. Aber so viel erreichte Canisius doch, daß sich der Papst dazu entschloß, mit der Durchführung der Tridentiner Beschlüsse wenigstens einen Anfang zu machen. Canisius selbst wurde mit der Mission betraut, in dieser Sache das nordwestliche Deutschland zu bereisen.

Wenn irgendwo in Deutschland, so konnte gerade in diesem Gebiete solche Bemühung auf einigen Erfolg rechnen. Während sonst in Deutschland, abgesehen von Baiern und Tirol, die Canisius einmal mit den allein treu gebliebenen Stämmen Juda und Benjamin vergleicht, der Protestantismus die stetigsten Fortschritte gemacht hatte, ohne auf ernstlichen Widerstand katholischerseits zu stoßen, war in diesem Rheingebiet eine Abwehr der protestantischen Propaganda und eine Stärkung des katholischen Bekenntnisses durch engeren Zusammen schluß versucht worden — ein Umstand, der dem scharf beobachtenden Auge unsres Jesuiten nicht entgangen war.

So lenkte er dahin denn auch jetzt seinen Weg. Seine Aufgabe, wie er sie sich steckte, war die, eine Vermittlung und Anknüpfung zwischen Rom und den deutschen Bischöfen und katholischen Ständen überhaupt herbeizuführen und zu erhalten zu dem Zwecke einer kräftigeren Reform. Wie Canisius einst der kaiserlichen Autorität sich zur Verfügung gestellt hatte, um dem deutschen Katholizismus aus seiner erbärmlichen Lage aufzuhelfen, so tritt er jetzt in den Dienst des Papstes, nicht etwa, um zu allerletzt des Papstes Herrlichkeit und Machtvollkommenheit zu retten, sondern um durch diese sein altes Ziel, dem sein Herz und seine Kraft gehörte, zu erreichen. Darauf suchte er hinzuwirken auf dieser seiner Reise, die er im September 1565 von Rom aus antrat, dafür wirkte er im nächsten Jahre auf dem Reichstag zu Augsburg, das leitete ihn bei seiner Teilnahme an der Diözesansynode, die Cardinal Otto in Dillingen 1567 hielt.

Zunächst seine Reise. Ueber Würzburg gings nach Köln.<sup>40)</sup> Von hier machte er, nicht als päpstlicher Legat, sondern seinen



verwandtschaftlichen Beziehungen folgend, einen achttägigen Abstecher nach Nimwegen. Nach Köln zurückgekehrt, sucht er den Bischof von Münster, Bernhard von Raesfeld auf, ohne ihn anzutreffen,<sup>41)</sup> dann den Bischof von Osnabrück, Johann von Hoya, endlich den Herzog Wilhelm von Jülich-Kleve. Darauf geht er wieder nach Köln und erledigt dort bei Rat und Universität seine päpstlichen Aufträge.<sup>42)</sup> Trier und Mainz waren die beiden letzten Bischofsitze, die er aufsuchte. Die Reise war, mitten im harten Winter, beschwerlich und ging fast über seine Kräfte. Aber die Mühe war nicht umsonst. Es war ihm gelungen, „die Prälaten mit dem römischen Stuhl auszuföhnen,“ wie er schreibt, er habe ihnen die Veröffentlichung und Durchführung des Tridentiner Konzils an's Herz gelegt, aber gleichzeitig für die gegenwärtigen deutschen Verhältnisse geeignete Maßregeln vorgeschlagen, um den Katholizismus zu erhalten und zu fördern. Alles hätten sie mit Ehrerbietung angehört.<sup>43)</sup>

Das schien freilich ein geringer Erfolg. Aber wer die deutschen Verhältnisse kannte, konnte nicht mehr erwarten. Canisius hatte übrigens nirgends die Gelegenheit vorübergehen lassen, für seinen Orden ein empfehlendes Wort zu sagen.

Während dieser Reise war Pius IV. gestorben. Im Januar 1566 war ihm Pius V. als Papst gefolgt, der endlich, darin ganz nach dem Herzen des Canisius, seine Macht in den Dienst der Reform stellte und „mit der Hingabe eines echten Klosterbruders und der Härte des geübten Inquisitors“ die Dekrete des Konzils erfaßte und durchzuführen suchte. Dieser eifrige Papst wollte sofort Canisius seines Provinzialamtes entbunden und ganz im päpstlichen Dienst zu weitren Missionen verwendet sehen. Das geschah zwar nicht, aber auf Vorschlag Ottos von Augsburg wurde er dem päpstlichen Legaten für den Reichstag dieses Jahres, Commendone, als theologischer Berater beigegeben, mit ihm noch zwei Jesuiten, Natalis und Ledesma, und außerdem der nachmalige Kardinal Lancellotti und der englische Theolog Sander.

Canisius selbst hatte es für dringend notwendig angesehen, daß ein Legat von Rom am Reichstag sich beteilige, — seit 1555 war das nicht mehr geschehen —, der, klug und mild zugleich

„herzlich mit den Bischöfen verhandelte“, damit sie den Tridentiner Beschlüssen Anerkennung gewährten. Daß nun wirklich der Reichstag mit jenem Erfolge auseinander ging, das ist wieder vor allem der stillen Arbeit des Jesuiten zu danken. Zunächst half er über eine höchst gefährliche Situation hinweg, die leicht einen offenen Bruch zwischen den katholischen Ständen und der Kurie hätte zur Folge haben können; daß dann an eine Annahme des Tridentinums nicht zu denken war, liegt auf der Hand. Als nämlich bei den erfolglosen Verhandlungen über die Religion der Kaiser und die Stände beider Bekenntnisse darüber einig wurden, daß der Religionsfrieden von 1555 im Reichstagsabschied ausdrücklich zu bestätigen sei, trug sich der Legat ernstlich mit dem Gedanken, unter offenem Protest den Reichstag zu verlassen. Dazu drängte ihn ebenso seine Ueberzeugung, wie die Weisung von Rom. Dazu rieten auch die beiden andern, außer den genannten Jesuiten, ihm zur Seite gegebenen Theologen — aber nicht Canisius. Dieser fühlte, daß es durchaus unpolitisch sei, um eines Prinzips willen die Reform Deutschlands aufs Spiel zu setzen. In einem mit aller Sophistik abgefaßten Gutachten wußte er dem Kardinal die Sache so vorzustellen, als ob der Religionsfriede doch den Ketzern kein unverbrüchliches Recht gewähre, und in einem Schreiben nach Rom sprach er es offen aus, daß der Religionsfriede sich thatächlich als ein schützender Damm gegen den mächtig vordringenden Protestantismus erwiesen habe, dem der Katholizismus, auf sich selbst gestellt, nicht wäre gewachsen gewesen. Der Friede sei in einer Zeit abgeschlossen worden, wo die Katholiken und besonders Kaiser Karl viel mächtiger waren und die Gegner weniger stark und frech, als jetzt. Und er fährt fort: „Daher dachten die Katholiken, eine große Gnade von Gott zu erfahren, wenn sie diesen Frieden (auf dem gegenwärtigen Reichstag) bestätigen konnten. . . . Der Hauptpunkt ist der, daß es nämlich nicht erwiesen ist, daß der Abschied von 1555 zum Nachteil des Glaubens ist, und es scheint nicht der Wille des heiligen Vaters zu sein, daß man die Sache in so große Gefahr bringe, da doch nach dem Reichstag noch Zeit genug ist, mit größerem Bedacht, Gewicht und Vorsicht den Protest zu erheben.“<sup>44)</sup>

Canisius setzte seine Ueberzeugung durch und hat damit offenbar einem schweren Konflikt vorgebeugt. Seine immer aufs Nächstliegende gerichtete, durch und durch praktische Politik erwies sich auch hier als richtig. Commendone konnte, als er endlich dazu kam, die Tridentiner Beschlüsse den katholischen Ständen vorzulegen, doch soviel erreichen, daß jene, soweit sie die Lehre und den Gottesdienst betrafen, bedingungslose Annahme fanden; bei den Reformartikeln dagegen ließ sich der Wunsch vernehmen, daß etliche derselben angesichts der schweren Zeitverhältnisse ausgesetzt werden möchten.<sup>45)</sup>

Mit der Beteiligung am Augsburger Reichstag ist aber die Bemühung des Canisius für Reform auf Grund des Tridentinums nicht erschöpft. Wir finden ihn im Juli des nächsten Jahres (1567) auf der Diözesansynode zu Dillingen, die von Kardinal Otto berufen war, um in seinem Sprengel jene kirchlichen Beschlüsse zur Durchführung zu bringen.<sup>46)</sup> Ein Beweis, wie ablehnend sich der deutsche Klerus noch immer dem Konzil gegenüber verhielt, ist es, daß selbst der eifrige Augsburger Bischof sich nach längerem Zögern erst an diese „Arbeit“ machte. Canisius war mit dem Erfolg zufrieden. Er berichtete darüber an Hosius: „Die Augsburger Synode, die von ihrem Bischof mit ebensoviel Mühe als Kosten im Juni veranstaltet worden ist, hatte einen glücklichen Ausgang. Denn das Tridentinum wurde dort angenommen, und auch mit der Reform ist wenigstens ein Anfang gemacht worden. Dazu ist manches Gute teils verhandelt, teils zum Beschluß erhoben worden.“<sup>47)</sup>

Wie unzufrieden aber Canisius mit der Lässigkeit der deutschen Bischöfe war und wie wenig ihn dieser kleine Erfolg über die ganze traurige Lage hinwegtäuschen konnte, hört man, wenn er fortfährt: „Dieselbe Sache hat nun auch der Kardinal von Konstanz in Angriff genommen. Die andern (Bischöfe) wollen wahrscheinlich lieber zusehen, als selbst handeln. Denn keiner entschließt sich, eine Synode zu halten, mag der Papst sein Mißfallen äußern, wie er will . . . . Das muß man schwer beklagen, daß unsre Katholischen, so vielfach geschlagen und angegriffen, immer noch nicht ernstlich daran denken, Gottes Zorn zu besänftigen, der uns mit dem Aeußersten droht, und den Klerus zu reformieren, der

seine eignen Krankheiten nicht mehr ertragen kann, und auch sich selbst keine Heilmittel reichen will. Auch daran denken sie nicht, endlich sich zu einigen um den Kampf Gottes wider die Philister zu führen und auszuhalten.“ Und in demselben Brief ruft er aus: „Was soll ich von unfrem Deutschland schreiben, ich weiß es nicht, außer daß die Schlechten immer schlechter werden, und bei dem Mangel an guten katholischen Geistlichen die Strengen ihren Glauben nur kümmerlich aufrecht erhalten und verteidigen.“

Diese Ergüsse einer fast trostlosen Stimmung fallen um so schwerer ins Gewicht, als sie unmittelbar nach einer Reise niedergeschrieben sind, die Canisius im päpstlichen Auftrag zu den Bischöfen von Würzburg und Straßburg (Juli oder August 1567) gemacht hatte. Es handelte sich darum, beide im Alter schon vorgerückte Geistliche zu veranlassen, Koadjutoren anzunehmen, um ihr Bistum dem Katholizismus zu retten. Günstige Aufnahme fand er in Würzburg, dagegen hat sein Rat in Straßburg nichts genügt. Natürlich hat sich Canisius nicht auf diesen einen Punkt bei seinen Erörterungen an den bischöflichen Höfen beschränkt. Daß aber für die von ihm erstrebte Reform auf den guten Willen der Bischöfe allein nicht zu rechnen war, das sah er deutlich, und unter den betäubenden Erfahrungen dieser Reise trat ihm mit aller Deutlichkeit vor die Seele, was er für Deutschland als wahre Reform fordern mußte. Denn die vom Tridentiner Konzil beschlossenen Reformen, ganz abgesehen davon, daß sie von den Bischöfen nicht durchgeführt wurden, genügten ihm nicht. Er forderte eine eigene deutsche Reform, vom Papste im Einvernehmen mit dem Kaiser durchgeführt, und während er früher noch die Bischöfe sich als diejenigen dachte, die mit der weltlichen Obrigkeit eine kirchliche Neubelebung durchführen könnten, so sieht er, in seiner Erwartung getäuscht, in den Bischöfen und den Domkapiteln jetzt vor allem die Objekte der von Papst und Kaiser ausgehenden Reform. Er gesteht ganz offen, daß die Schäden der Domkapitel ein öffentliches Uergerniß seien und den ganzen Klerus in Verruf brächten, denn der Adel, in dessen Händen die Domstellen meist waren, werde so weltlich erzogen, daß die Domherren eher Soldaten als Geistliche zu sein schienen. Auch gegen die Bischöfe erhebt er den Vorwurf der Verweltlichung, sie sind

eher Fürsten als Bischöfe. Sie scheinen mehr zu schlafen als zu wachen; sie wollen auch keine ernstern Gewissensräte neben sich dulden; zur Durchführung des Tridentinums fehlt ihnen alle Energie, zur entschiedenen Verteidigung des Glaubens aller Mut. Trotz dieser schweren Anklagen bewahrt Canisius doch den Bischöfen die Achtung, die er ihnen immer gezollt hatte. „Die mir immer Ehrwürdigen,“ so spricht er von ihnen.

Wie für die Geistlichkeit, so hat Canisius auch für die Klöster seine eigenen Reformgedanken. Sie laufen darauf hinaus, durch rücksichtslose Zucht die unlauteren Elemente auszustoßen. Er macht auch den Vorschlag, die von wenigen Mönchen bewohnten Klöster mit anderen zusammenzuziehen — kurz, an Gedanken, wie zu helfen sei, fehlt es ihm nicht, aber die Hoffnungslosigkeit schlägt immer wieder durch: „Doch wozu viele Worte?“ so schließt er diese lange Ausführung, „wir kranken, und zwar schwer, an der gänzlichen Zerrüttung der Religion und des Reichs. Wir können unsre Krankheit nicht länger tragen und wollen doch von Heilmitteln nichts wissen.“<sup>48)</sup>

Aber nicht allein von den Heilmitteln wollte dies verkommene Geschlecht nichts wissen, sondern ebenso wenig von dem, der sie empfahl. Canisius drang mit seinem Reformgedanken nicht durch, er wurde lästig, unbequem; seine Anschauungen fanden selbst in seinem Orden keine Unterstützung mehr. Wir bemerken, wie sich erst schwach, dann immer stärker eine Opposition gegen ihn erhebt und ihn in seiner ganzen Thätigkeit zu lähmen sucht und endlich wirklich lähmt. Wir sind an dem Punkte angekommen, wo eine bedeutungsvolle Wendung für Canisius eintrat. Sie darzustellen und zu verfolgen, wird unsere nächste Aufgabe sein.

## Sechstes Kapitel

### Rückgang und Lebensende

1569 — 1597

Es bezeichnete einen Abschnitt von größter Bedeutung im Leben des Canisius, als er 1569 sein Provinzialamt niederlegte. Es war dies der erste Schritt auf dem Wege, der ihn von der Höhe seines Wirkens abwärts führte. Es wird nie klar zu stellen sein, ob Canisius gezwungen oder freiwillig von diesem Amt zurückgetreten ist.<sup>1)</sup> Es mochte ja seine Kräfte übersteigen, als ihm zu seinen sonstigen Aufgaben auch noch der päpstliche Auftrag (1567) wurde, gegen die Magdeburger Centurien zu schreiben, aber wenn der Ordensgeneral es gewünscht hätte, Canisius an dieser bevorzugten Stelle weiter zu sehen, es wäre nicht schwer gewesen, Mittel und Wege zu finden, dies zu ermöglichen. Unter Worten der höchsten Anerkennung gab Borgia ihm die Entlassung<sup>2)</sup> und übertrug das Amt auf Hoffäus, der Canisius schon öfter vertreten hatte. So trat er in die Reihe der einfachen Ordensbrüder zurück. Das bedeutete aber, daß ihm damit die Fäden aus der Hand genommen wurden, die bis dahin notwendiger Weise in der seinigen sich vereinigt hatten. Und wenn er dank seiner thatenreichen Vergangenheit und seiner gründlichen Kenntnis der deutschen Verhältnisse in der nächsten Zeit noch immer in der ersten Reihe steht, so ist doch nicht zu verkennen, daß eine unsichtbare Hand ihn zurückdrängt, ihm seine Kreise enger und enger zieht, ihn immer mehr von dem alten Boden seines Wirkens entfernt und endlich in der Verborgenheit eines Jesuitenkollegs enden läßt, hinter dessen Mauern der erste deutsche Jesuit wohl halbvergessen gestorben wäre, hätte er nicht durch

Schriftstellerei und langatmige Briefe, wie sie das Alter zu schreiben pflegt, sich im Gedächtnis der Gegenwart lebendig erhalten.

Das Provinzialamt ist dem Canisius abgenommen worden, damit er ungestört seiner literarischen Aufgabe leben könnte; aber gerade an seiner Schriftstellerei nimmt die ihm entgegenstehende Strömung Anlaß zur Opposition.

Canisius hielt sich seit 1569 meist in Dillingen auf, still beschäftigt mit dem ersten Bande seines großen Werkes gegen die Magdeburger Centurien; es sollte zunächst von Johannes dem Täufer handeln. Der General in Rom wurde schon ungeduldig, als nach einem Jahre das Buch noch nicht erschienen war. Canisius entschuldigte sich mit der Umfänglichkeit seiner Arbeit, die nicht nur die Centurien, sondern die ganze protestantische Litteratur berücksichtige. Endlich 1571 konnte er das fertige Werk nach Rom senden.<sup>3)</sup> Mochte sein Freund Hosius ihn mit allem Lob überschütten, von seiten seines Ordens<sup>4)</sup> erntete er einen sonderbaren Lohn: sein Provinzial Hoffäus, angeblich besorgt um des Canisius Gesundheit, kündigte ihm seine Versetzung nach Augsburg oder Innsbruck als Prediger an. Dabei ließ er es noch dahingestellt, ob er dem Canisius die Vollendung seines wissenschaftlichen Werkes überhaupt gestatten werde oder nicht. Ganz offenbar kam es dem Ordensprovinzial darauf an, seinem Untergebenen möglichst viele Hindernisse zu bereiten. Canisius fühlte das tief, und nur die Resignation des jesuitischen Gehorsams hielt offenen Unwillen nieder. Oder merkt man nicht die verhaltene Erregung, wenn Canisius, der für den nächsten Band das Material bereits fertig liegen hatte, an seinen General schreibt: „Nachdem ich die Sache im Herrn erwogen, habe ich mich erboten, das zu thun, was Eure Paternität als ihren Wunsch nahe legt, daß ich nämlich mit Aufgabe der wissenschaftlichen Beschäftigung entweder zu Augsburg oder in den Alpen als Operarius und Prediger mit Gottes Gnade wirke. Oder wenn ich zugleich der Wissenschaft und den Predigten obzuliegen habe, was mir einige Schwierigkeiten bereiten wird, so habe ich erklärt, daß ich auch in diesem Stücke meinem Obern gehorchen werde, obwohl ich so nur langsam, wie ich fürchte, mit dem Reste zu Ende komme, wenn überhaupt ferner noch mehr erscheinen soll.“<sup>5)</sup>

Die Entscheidung fiel für Canisius so ungünstig wie möglich aus. Es erfolgte zwar kein offenes Verbot der Weiterarbeit, aber er wurde als Prediger nach Innsbruck versetzt. Hier fehlte ihm aber nicht allein Zeit zur Arbeit, sondern vor allem eine Bibliothek und wissenschaftlicher anregender Verkehr. Bitter hat er sich darüber gegen Natalis, den Generalvikar, beklagt.<sup>6)</sup>

Trotz dieser Schwierigkeiten setzte Canisius seine wissenschaftliche Arbeit fort, an der er augenscheinlich immer mehr Freude gewann. Aber wie er vorhergesagt, so kam es: der zweite Band, von der Jungfrau Maria handelnd, erschien erst sechs Jahre später, 1577. Nun wurde gegen Canisius der Hauptschlag geführt: es wurde ihm die Fortsetzung der Arbeit, die sich mit dem Apostel Petrus beschäftigen sollte, vom Papst, natürlich auf Betreiben des Generals bez. des Provinzials, einfach verboten. Wiederum hatte Hoffäus den Gesundheitszustand des Canisius vorgeschützt, ja er hatte, um seine wahre Absicht möglichst zu verdecken, jenem seine Versetzung nach Ingolstadt, wo die wissenschaftliche Arbeit bei weitem leichter war, in Aussicht gestellt; dennoch wurde Canisius gezwungen, ganz gegen seinen Willen, beim General um die Enthebung von seiner litterarischen Arbeit zu bitten. Canisius war tief gekränkt. Deutlich fühlte er, daß er zum Nichtsthun verurteilt werde, daß er unbequem geworden sei, daß er trotz seines Willens und seiner Kräfte zur Seite geschoben werde. Der Brief, in dem er auf Befehl des Hoffäus den General Mercurian bittet, ihn von seiner wissenschaftlichen Arbeit zu entbinden, ist alles eher, als ein Bittschreiben; er ist eine Verteidigung, eine Anklage gegen Hoffäus, eine wehmütige Klage über ungerechte Behandlung. Canisius führt darin aus, wie er von den Päpsten Pius V. und Gregor XIII. mit der Arbeit gegen die Ketzer beauftragt worden sei, wie der Erfolg ihm nicht gefehlt, wie Hoffäus selbst seinen Wunsch, weiter zu arbeiten, eben erst durch Versprechungen genährt habe. Jener habe aber plötzlich seine Meinung geändert; so werde er sich im Gehorjam fügen. „Ich will mich gern bei der Meinung unfres Waters und anderer beruhigen, daß ich fortan den Rest meines Lebens in frommer Einfalt und einfältigem Gehorjam ruhig dahin bringe; wo auch meine Obern wollen, daß ich lebe, und was ich thun oder ertragen soll, ihrem Urtheil will ich mehr glauben, als



meinen Wünschen oder Neigungen. Gewiß, nachdem mein Provinzial diese Ueberzeugung gefaßt hat, wünsche ich nicht zum Schreiben zurückzukehren und darf es wohl auch nicht mit gutem Gewissen wünschen. Daß ich aber in eine andre Provinz aus irgend welchem Grunde versetzt werde, darum habe ich weder bisher nachgesucht, noch werde ich je nachsuchen, weil ich die vollkommene Weise des Gehorsams um keinen Preis verlegen, noch meinen Vorgesetzten in diesem Stücke lästig sein will. Vielleicht will mich der Herr nun schon in einem Alter von sechsundfünfzig Jahren erinnern, daß ich mein Bündel schnüre und aus einer Martha eine Magdalena werde und mein Haus bestelle, bevor ich aus dieser Herberge ausziehen muß. Was aber Eure Paternität auch beschließen mag, das werde ich als Gottes Stimme ansehen, und ich verspreche, mich Eurem Urteil mit Gottes Hilfe zu unterwerfen.“<sup>7)</sup>

Es war keine trübselige Phrase, wenn Canisius hier von „Bündelschnüren“ und einem stillen Leben „in frommer Einfalt und einfältigem Gehorsam“ schrieb. Thatsächlich ist sein Wirken etwa mit dem Jahre 1570 so gut wie abgeschlossen. Ueberblickt man, worin seine Thätigkeit in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens aufging, wie arm erscheint dieses Bild im Vergleich mit dem, was sich sonst bei ihm in die Spanne eines Jahres zu drängen pflegte! Mag man immer vieles auf Rechnung des eintretenden Alters setzen, als 1577 Canisius den Griffel aus der Hand legen mußte, fühlte er sich noch frisch und stark. Oder war es etwa seiner Gesundheit zuträglich, wenn er nun seinen Provinzial auf den Visitationsreisen begleiten mußte? Konnte die Rücksicht auf seine Gesundheit so groß sein, wenn er doch viele Jahre in Innsbruck bleiben mußte, dessen Klima ihm nicht zusagte? Er, der mit dem Gang der großen Ereignisse sonst in engster Fühlung stand, ist jetzt, fern von den Mittelpunkten deutschen Lebens, damit beschäftigt, Kinder zu lehren; er, der einst der Beichtvater eines Kaisers war, wird jetzt zu diesem oder jenem kleinen Grafen, höchstens zu dem noch nicht regierenden Herzog Wilhelm von Baiern zur Predigt oder Seelsorge gesandt. Das einzig Nennenswerte, was man ihn im Dienste des Ordens noch thun ließ, war, daß er das Kolleg in Freiburg in der Schweiz 1580 gründete. Dort verbrachte er auch das letzte Jahrzehnt seines Lebens, aber doch wie

ein Verbannter, fast vergessen. „Er wird in den Jahresberichten des Freiburger Kollegs nur hie und da andeutend erwähnt“, sagt Kieß (S. 476). Das ist bezeichnend. Seine Zeit ist vorüber. Ein unheimlicher Richterpruch hat ihn zur Unthätigkeit verurteilt.

Dies scheint freilich für ein Gebiet nicht zuzutreffen, für das kirchenpolitische. Aber auch hier tritt uns bei näherem Zusehen dieselbe Thatfache entgegen: Die Zeit des Wirkens ist vorüber. Fassen wir diese Thätigkeit, so weit sie in diese Zeit fällt, jetzt noch schärfer ins Auge.

Daß Canisius überhaupt in den siebziger Jahren des Jahrhunderts noch kirchenpolitisch thätig sein konnte, ist auf seine Freunde Otto von Augsburg und Badius zurückzuführen, nicht etwa auf seine Ordensbrüder. Jene beiden Männer machten den Papst Gregor XIII., der sich mit ganz besonderem Interesse den deutschen Verhältnissen zuwandte, auf Canisius als den besten Kenner deutscher Art und der ganzen Lage Deutschlands aufmerksam. So wurde denn Canisius 1573 mit einer päpstlichen Mission an den Herzog Albrecht von Baiern, den Erzherzog Ferdinand von Oesterreich und den Erzbischof von Salzburg betraut.<sup>8)</sup> Um was es sich bei einer Besprechung mit den beiden letzteren handeln sollte, wissen wir nicht. Mit Albrecht sollte Canisius darüber verhandeln, welche Schritte wohl zu einer Befehrung des Kurfürsten August von Sachsen zu thun seien. Aber welche Erfahrung machte Canisius in München! Nicht allein, daß Albrecht den Gedanken, den man in Rom hegte, Canisius nämlich selbst nach Sachsen zu senden, entschieden als undurchführbar zurückwies, Albrecht war von dem Auftreten des Jesuiten überhaupt unangenehm berührt, er glaubte nicht einmal dessen päpstlicher Vollmacht und verlangte die schriftliche Instruktion zu sehen.<sup>9)</sup> Sollten vielleicht dem Canisius mißgünstige Stimmen — Hoffäus lebte meist in München — beim Herzog Gehör gefunden haben? Kurzum, er zog unverrichteter Dinge ab. Nach Salzburg ging er überhaupt nicht, da ihn davon ein Schreiben aus Rom zurückhielt.

Glücklicher als in München war Canisius in Rom selbst, wohin er im Frühling desselben Jahres der Wahl eines Ordensgenerals wegen kam — es war das letzte Mal, daß er Rom sah. Der Papst selbst empfing ihn und befragte ihn um

die deutschen Verhältnisse. Canisius sprach mit solcher glühender Beredsamkeit und solchem Freimuth, daß seine Worte der Anstoß zu einer Reform des fast aufgegebenen deutschen Kollegs in Rom wurden.<sup>10)</sup> Ja Gregor brachte auf Anregen des Canisius einen Gedanken zur Ausführung, den dieser schon vor vierzehn Jahren ausgesprochen hatte.<sup>11)</sup> Der Papst gründete in Rom ein Kollegium für die verschiedenen Nationen und trat in eine überaus bedeutungsvolle Pflege des ganzen Unterrichtswesens ein. So hat Canisius hier dem Orden einen der wichtigsten Diensten geleistet auf dem Gebiete des höheren Unterrichts.

Augenscheinlich hatte der Papst an dem deutschen Jesuiten Gefallen gefunden. So beauftragte er ihn mit einer ausführlicheren schriftlichen Darlegung über die deutschen Verhältnisse. Auffallender Weise kam aber Canisius diesem Wunsche erst nach einem Jahre nach. Er entschuldigte sich damit, der päpstliche Legat habe sich doch während seines Aufenthalts in Deutschland selbst hinreichend über die einschlagenden Fragen unterrichtet. Im Juli 1574 sandte er dem Papst eine Denkschrift über die Reform in Deutschland, worin er nur weiter ausführte, was er kurz zuvor in einem Briefe an den Papst dargelegt hatte. Die Denkschrift ist uns nicht zugänglich, wohl aber jener Brief.<sup>12)</sup> Nach wie vor erhebt Canisius auch hier die Klage über die weltlichen Fürsten, die die Kexer nicht genügend unterdrücken, die Geistlichen und ihre Rechtsame nicht genug verteidigen. Er klagt ferner über die Lässigkeit der Bischöfe in der Reform des Klerus, in den Visitationen und in der Errichtung von Schulen. Hier müßte der Papst durch Legaten abzuhelpen suchen; nur müßten sie größere Vollmachten als üblich besitzen. Namentlich müßten sie berechtigt sein, etliche Geistliche mit der Befugnis zu betrauen, von der Schuld der Kexerei zu absolvieren. „Denn“, fügt Canisius in Rücksicht auf die Lage hinzu, „mehr denn je brauchen jetzt die Deutschen Gnade, die inmitten eines verkommenen Volkes geboren und erzogen, doch den reinen katholischen Glauben bekennen und von den Nachbarggeistlichen die Wohlthat der Absolution erbitten.“

Ein weiteres Zeichen des Vertrauens war es, daß ihn der Papst zum Begleiter seines Nuntius Morone auf den Reichstag

zu Regensburg 1576 erwählte. Aber von einem merklichen Einfluß des Jesuiten hören wir nichts. Auch auf dem nächsten Reichstag, für das Jahr 1580 ausgeschrieben, sollte Canisius dieselbe Stellung einnehmen. Der Reichstag wurde verschoben, aber wir erfahren nicht, daß man an seine nochmalige Abordnung dachte. Auch eine beabsichtigte Sendung zu dem Herzog von Cleve 1578 war nicht zur Ausführung gekommen.<sup>13)</sup>

Das ist's, was über die politische Thätigkeit unfres Jesuiten in diesem Zeitraume zu sagen ist. Wir sehen, jene Anregung in Rom abgerechnet, daß sie nicht von besonderer Bedeutung war; auch auf diesem Gebiete kein Vergleich mit seiner früheren Thätigkeit! Ja gerade hier fühlt man so recht deutlich, wie Canisius dem Gang der Ereignisse fern gerückt, wie sein Einfluß im Schwinden begriffen ist. Er hat keine Fühlung mehr mit den deutschen Bischöfen (Otto von Augsburg war im April 1573 gestorben), dem bairischen Fürstenhaus ist er, obwohl er dem Herzog Albrecht den zweiten Band seines großen Werkes widmete und mit dessen Nachfolgern in brieflichem Verkehr stand, doch im Vergleich mit der sonstigen Vertraulichkeit entschieden entfremdet. Ueberall hat sich die Lage zu Ungunsten des Canisius verändert. Wie ist das zu erklären?

Wleiben wir zunächst bei den Schritten stehen, an denen sich der Umschlag der Situation am ersten bemerkbar machte, bei der Hinderung und schließlich Verhinderung seiner litterarischen Thätigkeit! So viel ist sicher, daß, wie bereits erwähnt, gesundheitliche Rücksichten hier nur den Vorwand abgegeben haben. Nahe liegt es, an eine persönliche Mißgunst des Hoffäus gegen Canisius zu denken. Die hat wahrscheinlich auch bestanden. Canisius besaß einen so weitgehenden Einfluß, namentlich in Baiern, er wußte denselben mit soviel Ehrgeiz und Zähigkeit festzuhalten, daß es sich leicht begreifen läßt, wie Neid und Mißgunst dadurch wachgerufen wurden. In einem Punkt erhob Hoffäus offenen Widerspruch gegen Canisius: er billigte die litterarische Bekämpfung des Protestantismus nicht.<sup>14)</sup> Dessen Irrlehren einzeln mit der Feder in der Hand nachzugehen, führe zu nichts. Die einzig scharfe Waffe sei das lebendige Wort und das Beispiel. Hier aber tritt nicht bloß eine persönliche

Anschauung des Hoffäus zu Tage, hier offenbart sich vielmehr ein Gegensatz, der den Canisius von dem ganzen heranwachsenden Jesuitengeschlecht trennte. Er selbst fühlte diesen Gegensatz ganz deutlich. Er war Deutscher; er war durch den Humanismus beeinflusst; er hatte die Art eines Eck, Cochläus, Gropper, Mausea u. a. noch an sich, die bei aller ihrer katholischen Entschiedenheit doch das gelehrte Gewand des Humanismus trugen. Das, was die gegenreformatorische Thätigkeit gerade bezeichnet, nämlich das Nichtbeachten des Dogmatischen, die reine Betonung des Praktischen, wofür auch Canisius sonst ein Wort übrig hat, — das war hier verleugnet, indem er in seinen beiden Werken tief ins Theologische und Dogmatische, also ins Theoretische sich verloren hatte. Daß er mit dieser Methode den Widerspruch wahrufen werde, fürchtete er selbst. Er schreibt in dieser Beziehung an Borgias: „Uebrigens wird es in Rom, wie ich fürchte, nicht an solchen fehlen, die mir nachsagen, ich sei im Zitieren kezerischer Worte und im Sammeln dogmatischer Aeußerungen ohne Maß geblieben, so wie es meines Wissens noch niemand sorgfältiger gethan hat. Aber der erlauchte Herr Cardinal von Ermeland (Hosius) und andere mit den hiesigen Verhältnissen vertraute kluge Männer werden zugestehen, daß dies gerade die Heilmittel unfres Deutschland für die heute wütenden Krankheiten sind.“<sup>15)</sup> Man sieht, Canisius fühlte sich immer durch die Rücksicht auf die deutschen Verhältnisse bestimmt, und er hatte eine Entwicklung hinter sich, in der nicht nur jesuitische Grundsätze ihn beeinflusst hatten; es wirkten seine Jugendeindrücke in ihm nach. Damit rückte er aber seiner Zeit, dem gegenwärtigen Geschlechte fern.

Doch nicht die Methode allein mag Bedenken erregt haben. Beachten wir es, daß Canisius als drittes Thema der Bearbeitung sich den Apostelfürsten Petrus gewählt hatte. Das Material lag bereits gesammelt vor, da gerade traf ihn das Verbot des Schreibens. Man mochte in Rom, im Orden nicht ohne Besorgnis sein, wie Canisius dieses Thema behandeln werde. Er war aufgewachsen mit einer hohen Schätzung der bischöflichen Gewalt, wie wir ja stets betonen mußten, und ihr bleibt er auch in seinem „Johannes“ treu. Hier nennt er die Bischöfe die „Richter des Glaubens, die Augen der Kirche, die Fürsten der Völker“ und mit Cyprian

„die Stellvertreter und Nachfolger der Apostel.“<sup>16)</sup> Läßt sich nun auch in seinem Werk über die Jungfrau Maria eine stärkere Betonung der Papstgewalt beobachten,<sup>17)</sup> so konnte man in Rom trotzdem dadurch nicht beruhigt sein. Die Vergangenheit des Canisius bot nicht die Bürgschaft, daß er die Lehre vom Papsttum mit einer Entschiedenheit vertreten werde, wie es doch nach jesuitischem Empfinden die Zeit forderte.

Aber das alles erklärt noch nicht, wie man sich zu solchen Demütigungen des Canisius verstehen konnte. Denn gedemütigt sollte er werden. Es ist unverkennbar, daß der erste deutsche Jesuit von Anfang an einen weiten Spielraum, eine außerordentliche Freiheit genoß, wie sie sonst im Orden unerhört war. Sg-natius schon hatte, wie wir gesehen, im deutlichen Gefühl, die Dinge nicht so gut zu übersehen, wie sein deutscher Jünger, diesen gewähren lassen. Laynez hat ebenfalls nicht irgend hindernd und hemmend in die Entschlüsse des Canisius eingegriffen. Zwar hat dieser jeden Schritt, jedes gegebene Versprechen von der Zustimmung des Ordensoberen, bez. des Papstes abhängig gemacht, oft freilich sich auch nur mit diesem höheren Willen entschuldigt, wenn er sich einer Verpflichtung entziehen wollte, er hat auch sehr erbaulich von der Pflicht des Gehorsams geredet und geschrieben, und als er einst auf eignes Ermessen hin dem Kaiser Ferdinand seine Teilnahme am nächsten Reichstag zugesagt hatte, lag es ihm schwer auf dem Gewissen,<sup>18)</sup> aber dennoch war diese Rücksicht zu einer gewissen äußerlichen Form herabgesunken, und gerade das erwähnte Vorkommnis beweist, daß Canisius gewöhnt war, in vielen Fällen sich selbst zu bestimmen. Das mochte an-gehen, so lange der Orden klein und leicht übersehbar war, aber seine Weiterentwicklung brachte es mit sich, daß diese Freiheit unmöglich wurde. Vielen, die ebenfalls als Deutsche glaubten so gut wie Canisius, deutsche Verhältnisse beurteilen zu können, war sie ein Dorn im Auge und erweckte Neid und Mißgunst. Dazu kam, daß Canisius, von Natur schon selbstbewußt, durch Erfolge verwöhnt, mit hohen sittlichen Idealen für den Orden erfüllt, als Provinzial eine besondere Strenge walten ließ.<sup>19)</sup> Ihn möglichst von der Bildfläche verschwinden zu lassen, dazu mochte endlich die Erfahrung raten, daß Canisius bei den

Evangelischen dem Orden eine starke und beredte Gegnerschaft großgezogen hatte, die dem Orden viel zu schaffen machte.<sup>20)</sup> Man nannte die Jesuiten einfach Canisianer. Einer Beurteilung des Canisius kommt es doch gleich, wenn Hoffäus, der Schritt für Schritt auf dessen Wirksamkeit stieß, sich vernehmen läßt: „Unser Vater Ignatius heiligen Angedenkens sah voraus, daß der Gesellschaft viel Unheil durch ihre Verwicklung in weltliche Geschäfte entstehen könne. Nicht nur, daß dieselben gar sehr zerstreuen und uns in unsern Arbeiten behindern, sie machen uns auch meistens stark verhaßt und berauben uns dann beim Nächsten der Früchte unserer Thätigkeit. Sehr gewichtige Beispiele und Erfahrungen haben uns gelehrt, daß Gott in solchen Geschäften nicht mit uns ist; denn wo immer die Unsrigen nicht nur von Potentaten, sondern auch von Päpsten abgeordnet, ja auch geradezu gezwungen, sich in dieselben einließen, nahm die Sache einen schlechten Ausgang. Solche Bereitwilligkeit hat der Gesellschaft bei Katholiken und Ketzern viele Schmähungen, aber nichts zur Stärkung eingetragen.“<sup>21)</sup> Wo man solche Ueberzeugungen mit Ernst vertrat, war für Canisius kein Raum mehr. Ein neues Geschlecht wuchs empor mit anderer Anschauung, andrem Empfinden, andren Plänen. So mußte es sich der erste deutsche Jesuit, der dem Orden die größten Dienste geleistet hatte, gefallen lassen, von seiner Höhe herab zu steigen und den Lohn der Undankbarkeit zu empfangen. Fortgesetzt mußte er es fühlen, daß ein anderer Wille ihn beherrschte und darauf aus war, ihn zu demütigen. „Sein Provinzial sorgte, daß es ihm nie an Prüfungen des Gehorsams fehlte.“<sup>22)</sup>

Dieser Gegensatz konnte auch dadurch nicht ausgeglichen werden, daß Canisius durch sein Werk über die Jungfrau Maria vollkommen der aufstrebenden Richtung seines Ordens entgegenkam. So wenig seine Auffassung von der Papstgewalt der Tendenz seines Ordens entsprach, so vollständig Jesuit ist er doch in der Lehre von der Maria. Ignatius hatte selbst den Kultus der Mutter Gottes gepflegt, er hatte sie zur Patronin seines Ordens erwählt, Jesuiten sind denn auch überall die eifrigsten Pfleger der Marienverehrung geworden, Canisius hat dieselbe wesentlich gefördert. Er ist der erste Jesuit, der in einem größeren, selbst-

ständigen Werk die Lehre von der Jungfrau Maria entwickelt hat. Er faßt gewissermaßen alles, was bis dahin zu ihrer Verherrlichung gesagt war, zusammen und bereichert die Legenden-sammlung noch durch selbsterfundene Briefe der Maria.<sup>23)</sup> Mit Entschiedenheit tritt er für die unbefleckte Empfängnis ein, und wenn er sich auch noch von den geschmacklosen Ueberschwänglichkeiten fern hält, die die spätere Marienverehrung gezeitigt hat, so hat er doch für Maria schon die höchsten Ehrenprädikate, die nur denkbar sind. Und nicht allein, daß er in Freiburg i. d. Schw. eine marianische Sodaliät gründete und pflegte, in seinen Erbauungsbüchern nehmen die Gebete zur allerheiligsten Jungfrau einen breiten Raum ein.<sup>24)</sup>

Trotz dieses offenbaren Eingehens auf die Tendenzen des Ordens und der wesentlichen Förderung derselben, mußte doch unser Jesuit in seiner Schriftstellerei sich auf das unmittelbar Erbauliche beschränken und sich, fern von aller Politik, mit den Werken des „Seeleneifers“ begnügen. Beschäftigt mit Predigen, Kinderlehren, Bücher- und Briefeschreiben und den üblichen Frömmigkeitsübungen beschließt er, der nur in den letzten Jahren seines Lebens die Last des Alters fühlen mußte, vorher aber sich noch einer besonderen körperlichen und geistigen Rüstigkeit erfreute, in Freiburg i. d. Schw. seine Laufbahn. Am 21. Dezember 1597 ist er gestorben.

Wenn wir in einem kurzen Rückblick uns die besonderen Züge seines Wesens und die Grundsätze seines erfolgreichen Wirkens vergegenwärtigen, so müssen wir die außerordentliche Begabung und den Ernst dieses ersten deutschen Jesuiten voll anerkennen. Eine selten rasche Auffassungskraft, eine hinreißende Beredsamkeit, eine vom Vater schon ererbte Gewandtheit im Verkehr, eine unbeugsame Entschiedenheit und nie zu ermüdende Regsamkeit und nicht zum Wenigsten eine alles berücksichtigende Klugheit, das waren Eigenschaften, die ihn für jede diplomatische Laufbahn außerordentlich befähigten. Er war eine durch und durch praktische Natur, trotz alles gelehrten Wissens, das er gesammelt hatte; er streitet nie um Prinzipien; er weicht, um bei nächster Gelegenheit seinen Vorteil doch zu erreichen. Nach dieser Seite ist er also ein vollkommener Jesuit. Aber



auch für die jesuitische Frömmigkeit war sein ganzes Wesen beanlagt. Gewiß lag in ihm eine religiöse Kraft, ein mystisch frommer Zug, der aber durch eine lebendige Phantasie auf die Bahnen der abergläubisch-jesuitischen Frömmigkeit getrieben wurde. Bezeichnend dafür ist, daß er von früh an nicht allein seine Gebetsstimmung bis zur Ekstase steigerte, sondern auch Exorzismen wie eine Art Spezialität betrieb.<sup>25)</sup> Die ganze gefühlsmäßige, abergläubische jesuitische Frömmigkeit findet in ihm ebenso ihren Vertreter, wie die starre Kirchlichkeit, die Gesetzhlichkeit der Mechanismus, der tote Gehorsam, in den sich zu finden sein Drang nach Selbständigkeit und das stark hervortretende Selbstbewußtsein ihm nicht immer leicht machten. Seine vielgepriesene Demut ist darum unschwer als Mäntelchen für einen nicht geringen Hochmut zu erkennen. Niemand hat lieber und ausführlicher von seinen Erfolgen geredet, als Canisius.

Was ihn aber von dem Typus eines Jesuiten unterscheidet, ist der Ernst, mit dem er auf Reform des Katholizismus drang; die schweren Schäden seiner Kirche hat er wirklich tief gefühlt und er hat all' seine Kraft diesem seinem höchsten Ziele gewidmet, den Katholizismus aus seiner Kraftlosigkeit emporzuheben. Er arbeitete mit Enthusiasmus, er glaubte an seine Sache. Und aus dieser Hingabe, diesem völligen Aufgehen erklären sich im Wesentlichen seine Erfolge. Canisius arbeitete im letzten Grunde nicht für die Macht seines Ordens oder der Papstgewalt als solcher, sondern für die Reform des Katholizismus. Welche Mächte ihn darin unterstützten, denen wandte er sich zu. In Deutschland schien ihm ohne die Fürstengewalt, ohne den Kaiser etwas Greifbares nicht möglich, und so trat er in den Dienst der weltlichen Gewalt. Er rechnete auf die Bischöfe, und so wurde er ihr aufrichtigster Diener. Als vom päpstlichen Stuhle her Reformgedanken kamen, stellte er sich in den Dienst der Päpste: Reform des Katholizismus blieb überall und immer sein Ziel. Wenn er daneben auch dem Orden in Deutschland Bahn gebrochen hat, und er das Mißtrauen, zum Teil wenigstens, zu überwinden verstand, das dieser fremden Ordensgesellschaft entgegen gebracht wurde, so erklärt sich das daraus, daß er Deutscher war und deutsch empfand und mit deutschen Verhältnissen zu rechnen mußte.

Durch ein energisches Sichaufraffen aller katholischen Mächte und Kräfte hoffte er den Protestantismus zu überwinden. Als Jesuit hatte er natürlich für diesen kein andres Urtheil übrig, als daß er eine Ausgeburt der Hölle, eine Pest, eine Proklamierung teuflischer Freiheit sei.<sup>26)</sup> Aus den gemeinsten Lüften geboren treibt er den Menschen in die gemeinste Zuchtlosigkeit. Revolution, nichts anderes, ist ihm der Protestantismus und Luther der frivolste Kexer, der nur durch die übertroffen wird, die seinen Bahnen gefolgt sind. Wenn man auf katholischer Seite die Milde des Canisius geradezu als musterhaft hingestellt hat, so haben wir schon früher darauf hingewiesen, daß diese Milde die Toleranz der Klugheit, nicht der Ueberzeugung ist. Selbst die Inquisition hat er offen verteidigt.<sup>27)</sup> In der Kunst der Proselytenmacherei war er Meister, und wenn es etwa einen Kexer zu befehren galt, der im Kerker saß, so wußte man ihm keinen geschickteren Seelenfänger zu senden.<sup>28)</sup> Die gegenreformatorische Aufgabe der Staatsgewalt hat er auf's klarste betont. Niemand war eifriger, die kexerische Litteratur zu unterdrücken, die Universitäten von zweifelhaften Lehrern zu säubern, die Ausweisung der Kexer zu betreiben.

Wenn Canisius seine Arbeit mit Erfolgen gekrönt sah, die ihm wohl die Bewunderung der Zeitgenossen einbrachten, aber seinen Erwartungen noch längst nicht entsprachen, so haben die Evangelischen ihm selbst dazu mit geholfen durch ihre beklagenswerte Zerrissenheit. Solange der dogmatische Zwist noch nicht die politische Partei der Evangelischen zeriprengt hatte, solange noch die Grundgedanken der Reformatoren lebendig und bestimmend waren, behielt auch die evangelische Lehre die Oberhand und den wachsenden Erfolg. Die Uneinigkeit der Evangelischen aber war ihr Verderben. Auf der Stärkung des Friedens unter ihnen ruht auch heute unsre Zukunft bei dem neuen Ansturm des jesuitischen Geistes. Möchten wir Einigkeit, Thatkraft und Glauben an unsren Sieg von dem ersten deutschen Jesuiten lernen!

---

## Anmerkungen

### 1. Kapitel

1 (S. 3). Die gedruckten Lebensbeschreibungen über Canisius sind sehr zahlreich. Die erste gab der Jesuit Raderus (de vita Petri C. Monachii 1614) heraus. Grundlegend für eine ganze Reihe von Schriftstellern wurde Sacchino (de vita et rebus gestis P. Petri C. commentarii, Ingolstadt 1616, deutsch 1621). Auf ihm namentlich beruhen die folgenden Darstellungen: 1. Dorigny, La vie du Rev. P. Pierre C. zulezt Avignon 1829; (lateinisch v. Python, vita P. C. Monachii 1710; deutsch von Schellke, Wien 1837; flämisch v. Nicoloes 1830). 2. Franz von Schmidt, leven van R. P. Petr. C. Antwerpen 1652. 3. Oddi, vita del venerabil servo di Dio il padre P. C. Torino 1829 (Uebersetzung v. Sacchino). 4. Séguin, vie du bienheureux Pierre C. Paris 1864. 5. Met, le bienheureux C. et les oeuvres (études religieuses, historiques et litteraires, Paris 1865. p. 1—28). 6. Kaufcher, der selige Petrus Canisius, Wien 1865. 7. Werfer, Leben ausgezeichnete Katholiken. II, Schaffhausen 1852. Neue Quellen erschlossen Boero, vita del Beato Pietro Canisio. Roma 1864. (Franz. Brüssel 1865) u. Kieß, der selige Petr. C. Freiburg i. B. 1865. Darauf beruhen: Marcour, der selige Petr. C., der erste deutsche Jesuit u. zweiter Apostel Deutschlands. Freiburg i. B. 1881. Germanus, Reformatorenbilder. Vorträge. Freiburg i. B. 1883. S. 114—149. Ganz ungenügend und voll grober Irrtümer ist das, was Herzogs Realencycl.<sup>2</sup> III, S. 130 f. über C. enthält. Eine zusammenhängende Darstellung seines Wirkens ist von evangelischer Seite noch nicht versucht.

2 (S. 3). In den Confessiones (Cod. Ms. Bibl. Univ. Monacensis 442. 4<sup>o</sup>. p. 146—159) schreibt C.: „Patri certe peccandi non defuit occasio, dum saeculi frequentibus ornaretur honoribus, dum variis detineretur in utroque conjugio voluptatibus, dum gravibus reipublicae magnae tuncque negotiis saepe ac multum implicaretur. Vereor, Domine, qui solus nosti omnia, et iustitias iudicas, vereor, ne huius modi spinis et retibus implicatus ille multa commiserit, et plura omiserit poenitenda, et in his vivendi finem fecerit, priusquam bene moriendi artem teneret.“

3 (S. 4). Hoop=Schaffer, Gesch. d. Reformation in d. Niederlanden, deutsch v. Gerlach. Leipzig 1886. S. 409.

4 (S. 4). Nach Ennen, Gesch. der Stadt Köln. IV, S. 498, Anm. 3 u. Krafft, in d. theol. Arbeiten aus d. rhein. wissenschaftl. Prediger-Verein. I, 1872, S. 12 wurde C. am 12. Januar 1535 in die Matrikel der Montanerburse eingetragen. Darnach ist zu verbessern, was Rader S. 7 u. Sacchino S. 12 sagen. Agricola, hist. Prov. Germ. sup. S. 6 u. nach ihm Reiffenberg, hist. Soc. Jesu Rhen. infer. S. 7 geben 1534 an. C. selbst war sich nicht mehr klar über den richtigen Zeitpunkt, wenn er in seinem Testamentum das 16., in seinen Confess. das 15. Lebensjahr für seine Uebersiedlung nach Köln angiebt. Rieß, S. 6, Anm. 3 rechnet gar das Jahr 1536 heraus.

5 (S. 5). Ueber diese Verhältnisse Kölns vergl. Ennen, a. a. D. S. 669 f.; Bianco, Die alte Univ. Köln 1856; Barrentrapp, Hermann v. Wied; Krafft, Clarenbach S. 4f. und in der Ztschr. des Bergischen Geschichtsvereins 6. Bd. 1869. S. 193 ff.

6 (S. 6). Nach den Confess.; vergl. auch Krafft, Clarenbach S. 4.

7 (S. 6). Ebenda S. 60.

8 (S. 6). Ebenda S. 53 u. 59; Krafft, Bullinger, S. 63 f. u. in d. Ztschr. des Bergischen Geschichtsvereins 6. Bd. 1869. S. 255 f.

9 (S. 8). Ennen, a. a. D. S. 498, Anm. 3 nach den Akten. Rieß, S. 14, giebt den 23. Mai als den Tag der Promotion an.

10 (S. 9). C. an Busäus (Freiburg 2. Jan. 1592) bei Serarius, Moguntiac. rer. lib. V. S. 894 f.

11 (S. 11). Rader S. 20; Reiffenberg a. a. D. S. 9; Orlandini, vita Fabri S. 48; Rieß S. 32 f.

12 (S. 12). Prior Gerhard v. Hamont an d. Prior der Karthäuser zu Trier (31. Mai 1543) bei Reiffenberg a. a. D. I. N. 19, S. 10; Rieß, S. 35 f.

13 (S. 12). Reiffenberg a. a. D. N. 20, S. 10 giebt an, und ihm folgt Rieß S. 36, Faber sei durch einen besonderen Abgesandten gebeten worden, nach Köln wegen der dortigen Wirren zu kommen. Vergl. dagegen C. an Arluin (1590) bei Reiffenberg a. a. D. S. 8, Anm. c u. Barrentrapp, Hermann v. Wied S. 201 f.

14 (S. 12). Boero S. 31 gegen Sacchino S. 27 f. u. Rieß S. 36.

15 (S. 13). Rader S. 26 f.

16 (S. 13). Nach einem Brieffragment des C. v. 1590 bei Reiffenberg a. a. D. S. 11, Anm. c u. Rieß S. 40 f. Anm. 3.

17 (S. 13). Ennen a. a. D. S. 498—500. Es ist zweifellos, daß Ennens Angaben nicht, wie er will, von 1543, sondern vom nächsten Jahre gelten. Darum auch irrig Barrentrapp a. a. D. S. 202.

18 (S. 14). C. an Nausea von Wien (20. Juni 1546) in: epist. miscell. ad Frid. Nauseam libri X, Basileae 1550, S. 400 f. Dazu: Meßner, Friedr. Nausea, Regensburg 1884 S. 69.

19 (S. 14). Bianco a. a. D. S. 485 f. u. Ennen a. a. D. S. 668 u. 677.

20 (S. 15). Sacchino, S. 33 f. Alvarez ist doch nach Spanien zurückgekehrt. Er befindet sich im März 1546 dort, vergl. Faber an Gerh. v. Hamont (12. März 1546) bei Reiffenberg, Mant. dipl. S. 12 f. — Cartas de San Ignacio. I, S. 392.

21 (S. 15). Das Schreiben d. theol. Fakultät an Bobadilla bei Reiffenberg, Mant. dipl. S. 11; nach demselben, histor. I, S. 25, Ann. c ist dies Schreiben v. März 1545.

22 (S. 16). C. an Nausea (20. Juni 1546) in: epist. miscell. ad Frid. Nauseam, S. 400 f.

23 (S. 16). Ennen a. a. D. S. 500; Krafft in d. Ztschr. des Bergischen Geschichtsvereins. 9. Bd. 1873 S. 161: „Die Predigt, als wirkliche That und Handlung betrachtet, ging nach einigen Jahren an die Jesuiten über, und Petrus C. ist als der eigentliche Nachfolger der Dominikaner zu betrachten, die ihre Aufgabe nicht mehr zu lösen vermochten.“

24 (S. 19). Bobadilla an Nausea (10. Juli 1546) in d. epist. misc. Nauseae. S. 394 f.

25 (S. 20). C. an Nausea, 18. Mai 1545 u. 20. Juni 1546 a. a. D.

26 (S. 22). Die Briefe des C. an Gropper v. 24. u. 28. Januar 1547 und ein Brief Groppers an C. v. 20. Febr. 1547 bei Barrentrapp, Herm. v. Wied II, S. 112 ff.

27 (S. 22). Barrentrapp a. a. D. S. 117 f. Ann. (Brief Otto's an Adolf v. Schaumburg v. 12. Febr. 1547).

28 (S. 22). Daß C. ohne die Genehmigung eines Ordensoberen, also nach eigenem Entschluß sich nach Trient begab, ist außer Zweifel. (Gegen Rieß S. 69 u. Boero S. 48.) Das beweisen 1. die Worte Otto's an Schaumburg: er habe den C. „dahin persuadiret, daß er sich uff solich concilium verfüge“, 2. die Worte Groppers: „ich freue mich sehr, daß du auf Veranlassung des Augsburgerß beschloffen hast, zum Tridentiner Konzil zu gehen“. 3. war für eine Erlaubniseinholung in Rom keine Zeit, denn C. war bereits sicher am 3. März in Trient (Orlandini, hist. soc. VII. n. 23. 24. 27. u. Cartas I, S. 486). Vergl. Druffel, Ignaz v. Loyola u. die röm. Kurie. S. 23 u. 41, Ann. 68. u. 69. Daraus geht hervor, daß C. sein Ordensgelübde nicht so verstand, daß ihm jede freie Entschließung ver sagt war. Er schreibt in seinem „Testamentum“ fol. 8.: „Inde factum fuit, ut ego ex Germania in Italiam commode pervenirem et ea, quae ad institutum Societatis propius pertinebant, rectius quam antea cognoscere et certius probare possem“.

29 (S. 23). Im Testamentum: „Tridento Bononiam veni, ubi meam quoque sententiam in sacro dixi concilio“.

30 (S. 24). Brief v. 27. Mai 1548 bei Sacchino S. 45 f., Agricola, hist. prov. Germ. Sup. 2. dec. VI, S. 216; Boero S. 52.

31 (S. 24). Boero S. 54; Sacchino S. 42 f.

32 (S. 24). Sacchino S. 49 und nach ihm Rieß S. 77 u. 79 Anm. geben den 7., Pythön S. 49 u. Boero S. 59 den 4. Sept. als Tag des Gelübdes an. Es wird schwer sein, eine Entscheidung zu treffen. — Uebrigens hat C., als Ignatius eine neue Formel für das Gelübde der Professoren festgestellt hatte, sein Gelübde noch einmal am 9. Juni 1555 zu Wien erneut. Boero S. 59.

## 2. Kapitel

1 (S. 25). Rieß S. 77, Anm. 1 und Prantl, Gesch. der Univers. Ingolstadt I, S. 221.

2 (S. 25). In einem Brief Polanco's, des Geheimschreibers des Ignatius, an Claudius Jajus vom 23. Febr. 1551 (Genelli, Ign. v. L. S. 497 f.) wird zwar behauptet, Ign. wäre auf die Bitte des Herzogs Wilhelm erst eingegangen, nachdem sich derselbe zu einer festen Kolleggründung verpflichtet habe, aber irgendwelche Abmachungen sind nicht nachzuweisen. Man könnte vermuten, daß auf solchen der Brief des Ign. an Wilhelm v. 1549 (ohne Datum bei Genelli a. a. D. S. 493 f. u. in d. Cartas de San Ignacio II, S. 417) beruhe; jedoch wird bei den späteren Verhandlungen nie auf dergleichen zurückgewiesen. Ja, der Brief des Claudius an Georg Stockhammer v. 10. Juni 1550 (bei Druffel, Beitr. zur Reichsgesch. 1546—1551. München 1873 S. 407 f.; vgl. dazu dessen Bemerkung S. 412, Anm. 4) schließt diese Annahme geradezu aus. Auch spricht Ign. in dem Brief an Albrecht V. v. 1. Aug. 1550 (bei Genelli a. a. D. S. 495 f.) nur von einem Plan zur Kolleggründung, nicht von einer eingegangenen Verpflichtung des Herzogs Wilhelm. Danach muß die Darstellung, die Polanco im oben erwähnten Briefe, der übrigens eigentlich für den Bischof v. Eichstätt, dem Kanzler der Universität Ingolstadt, bestimmt war (Genelli S. 496), von der Sache giebt, falsch sein. Die Vermutung liegt nahe, daß auf diese Weise ein letzter Druck auf Albrecht ausgeübt werden sollte, endlich ein Kolleg zu gründen.

3 (S. 27). Bei Janssen, Gesch. des deutschen Volkes. IV, S. 381 f.

4 (S. 27). Mederer, Annales I, S. 214 u. Prantl a. a. D. I, S. 222.

5 (S. 27). Prantl a. a. D. I, S. 130.

6 (S. 28). Ebenda II, S. 201 f.!

7 (S. 28). Brief v. 20. März 1550 bei Boero S. 69 f. u. vergl. Briefe v. 28. Dez. 1550, 30. April u. 31. Aug. 1551 bei Germanus a. a. D. S. 304 f.!

8 (S. 29). Eugenheim, Baierns Kirchen- u. Volkszustände im 16. Jahrh. Gießen 1842. Aretin, Maximilian I. I, S. 86 f. Wimmer, die rel. Zustände in Baiern, München 1845, S. 6. Winter, Gesch. der Schicksale der evangl. Lehre in u. durch Baiern, München 1809. I, S. 18 f. II, S. 158 f.

- 9 (S. 29). Kluckhohn in Sybels histor. Ztschr. Bd. 31. (1874) S. 343 f.
- 10 (S. 30). Druffel, Beiträge, S. 408, Anm. 2.
- 11 (S. 30). Ebenda S. 407 f. Brief des Claudius an Stockhammer v. 10. Juni 1550.
- 12 (S. 31). C. an Leonhard Kessel in Köln (19. März 1550), bei Meiffenberg, Mantissa dipl. S. 15.
- 13 (S. 31). Druffel, a. a. D. S. 413, Anm. 9 gegen Rieß S. 87 und Druffel S. 411, Anm. 1 gegen Rieß S. 88, Anm. 1.
- 14 (S. 31). Prantl a. a. D. S. 222. Dagegen richtig Druffel a. a. D. S. 884. Die vorgetragene Beurteilung Albrechts, die sich namentlich auf Lössen, Köln. Krieg I, S. 53 ff. gründet, ist nach Knöpfler, die Kelchbewegung unter Albrecht V. 1891 dahin zu korrigieren, daß Albrecht allerdings religiös nicht indifferent war, sondern überzeugter, ernstster, reformeifriger Katholik.
- 15 (S. 32.) Bei Druffel a. a. D. S. 441—443 u. in d. Cartas de San Ign. II, S. 532. Bei Druffel S. 445 auch die Behauptung von Rieß S. 88, Albrecht habe zweimal an den Papst geschrieben, dahin richtiggestellt, daß das erste Schreiben nur Entwurf ist. Ueber die Zehntenfrage vergl. Druffel a. a. D. S. 884 f. Doch ist es unwahrscheinlich, daß die Berufung der Jesuiten mit der Zehntenbewilligung in Zusammenhang gestanden habe. Aus dem Briefkonzept Albrechts ist das nicht zu schließen.
- 16 (S. 32). Druffel, Ign. u. die röm. Kurie S. 20 f.
- 17 (S. 32). Druffel, Beiträge S. 413, Anm. 9.
- 18 (S. 32). Der Brief (v. 1. Aug. 1550), in dem Ign. dem Herzog den Gaudanus empfiehlt mit der Betonung, daß er ein Flandrer und des Deutschen mächtig sei, bei Genelli S. 495 f. Das Abberufungsschreiben an Salmeron (v. 1. August 1550) bei Agricola, hist. prov. Germ. sup. I, S. 23 u. in d. Cartas II, S. 432.
- 19 (S. 32). Mederer, annales I, S. 217 f. u. Prantl a. a. D. I, S. 165.
- 20 (S. 32). Boero S. 74 f. Brief des C. an Ign. v. 2. Nov. 1550.
- 21 (S. 32). Ueber die darüber geführten Verhandlungen, in denen der Bischof das unumschränkte Recht der Ernennung für sich in Anspruch nahm, vgl. Prantl, a. a. D. I, S. 274 f. Der Bischof selbst wünschte das Bleiben des C., vgl. Brief des Ign. an ihn v. 23. Febr. 1551 bei Genelli a. a. D. S. 496 f. u. Cartas II, S. 451.
- 22 (S. 32). Brief vom 25. Juli 1551 bei den Hollandisten Juli VII, S. 501 und Cartas II, S. 564.
- 23 (S. 33). Brief vom 22. Sept. 1551 bei Genelli a. a. D. S. 500 f. und Cartas II, S. 466; vgl. dazu den Briefentwurf ebenda S. 469.
- 24 (S. 34.) Briefe vom 20. Juli und 31. August 1551 bei Boero a. a. D. S. 78 f.

- 25 (S. 35). Brief vom 31. August 1551 bei Boero S. 80 f., vergl. dazu die Inhaltsangabe eines Briefes des Julius von Pflug an den Ingolstädter Magister Balsmann bei Druffel a. a. D. S. 672.
- 26 (S. 35). Bei Genelli a. a. D. S. 502 f.
- 27 (S. 35). Sein Denkschreiben vom 9. Febr. 1552 in Cartas III, S. 476.
- 28 (S. 36). Ranke in d. histor. polit. Zeitschrift I, 1832. S. 246 f. — Jahrb. d. Gesellsch. f. d. Gesch. des Protest. in Oesterr. 1883. S. 188 f.
- 29 (S. 36). Wiedemann, Gesch. der Reform. u. Gegenreform. unter der Enns I, S. 91.
- 30 (S. 37). C. an Polanco (5. Januar 1554) bei Janjßen. Gesch. des deutschen Volkes IV, S. 96.
- 31 (S. 37). Wiedemann a. a. D. I, S. 114 f.
- 32 (S. 38). Druffel, Ign. u. die röm. Kurie, S. 21. Brief vom 11. Dezember 1550 bei den Hollandisten, Juli VII, S. 496 u. Cartas II, S. 548. — Brief des Ign. an Ferd. v. Ansg. 1551 bei Genelli a. a. D. S. 499 f., vgl. S. 346 f.
- 33 (S. 38). Die Jesuiten wollten das halb verfallene, aber reiche Dominikanerkloster beziehen. Der König gab seine Genehmigung, aber die Dominikaner erhoben bittere Klage in Rom. So gaben die Jesuiten nach. Wiedemann a. a. D. II, S. 76.
- 34 (S. 38). Rink, Gesch. d. Univerf. Wien I, S. 305.
- 35 (S. 39). Wiedemann a. a. D. II, S. 75.
- 36 (S. 39). Ausführlicheres über solch' einen Befehrungsversuch an dem Pfarrer Cupitz von Weissenkirchen bei Wiedemann a. a. D. III, S. 13 f. Anm. 2.
- 37 (S. 39). Nach der Historia Collegii Vienn. (M. S.) bei Wiedemann a. a. D. I, S. 103, Anm. 1.
- 38 (S. 40). Vgl. Cartas III, S. 282.
- 39 (S. 40). Brief v. 9. Aug. 1553 bei Druffel, Ign. u. die röm. Kurie, S. 41, Anm. 58 u. S. 21 f.
- 40 (S. 40.) Briefe v. 13. Okt. 1553 u. v. 14. Aug. 1554 bei Boero S. 109 u. 110.
- 41 (S. 40). So gratuliert ihm Cromer; vergl. Epist. Hosii II, 2. S. 1025 No. 73.
- 42 (S. 40). Das päpstliche Breve, das ihm das neue Amt überträgt, ist vom 3. Nov. 1554 datiert; vgl. Boero S. 467 f. und bei den Hollandisten a. a. D. S. 486 f.
- 43 (S. 40). Wiedemann a. a. D. II, S. 82 u. S. 276; II, S. 373 f.
- 44 (S. 40). Orlandini, hist. Soc. Jesu. lib. X. n. 101 S. 424 f.
- 45 (S. 41). Rink a. a. D. I, 2. S. 164.
- 46 (S. 41). Boero S. 98.
- 47 (S. 42). Bucholz, Ferdinand I. VIII, S. 192 u. Boero S. 99.
- 48 (S. 42). Bucholz a. a. D. S. 193 u. 195.



49 (S. 42). Scalichius, epist. ad Romanum Antichristum, Basel 1559 S. 683.

50 (S. 42). Staphylus an Hofius (16. Febr. 1555) in d. Epist. Hosii II, S. 511.

51 (S. 43). Brief vom 21. Sept. 1554 bei den Bollandisten a. a. D. S. 497.

52 (S. 43). Über Pfauser vgl. Strobel in den Beiträgen zur Liter., bes. des 16. Jahrh. 1785. I und Wiedemann a. a. D. II, S. 111 f.

53 (S. 43). Sirt, Bergerius S. 445.

54 (S. 43). Epist. secretae Ferdinandi I. S. 17.

55 (S. 43). Nach einem Brief des C. vom 1. April 1555 im Dresdner Hauptstaatsarchiv, König Maxim. vertraul. Schreiben No. 1 A. 10297 fol. 21 f.; deutsch in d. unschuldigen Nachrichten 1712 S. 743 f., zitiert bei Raupach, evangl. Oesterreich IV, S. 55. Die Echtheit des Schreibens scheint mir nicht zweifellos. Daß man dem C. Briefe unterschob, ergibt sich daraus, daß auf der Gothaer Bibliothek unter den von Cyprian (Tabular. eccl. Rom.) veröffentlichten Briefhandschriften sich zwei befinden, die sicher Fälschungen sind und deshalb auch von Cyprian nicht mit herausgegeben worden sind. Sie befinden sich Cod. A. No. 85 fol. 111—114 und fol. 123; sie sind an Morone gerichtet.

56 (S. 43). Gindely, Gesch. der böhm. Brüder I, S. 427.

57 (S. 43). Ebenda S. 428 f.; Bucholz a. a. D. VIII, S. 753; Wiedemann a. a. D. II, S. 114; Scalichius, epist. ad Romanum Antichristum S. 682; Raupach, erläutertes evangl. Oesterreich I, S. XL.

58 (S. 43). Le Plat, monum. ad hist. Conc. Trid. IV, S. 618—621.

59 (S. 43). Brief vom 10. Febr. 1551 bei Boero S. 113.

60 (S. 44). Die Fakultät scheint die Erledigung dieses Auftrags dem Claudius Jajus allein übertragen zu haben, wenigstens schreibt Ferd. an Ign. (4. Dez. 1551), Claudius sei mit der Abfassung einer summa christianae doctrinae beschäftigt (Bollandisten a. a. D. S. 496 u. Cartas III, S. 475). Es ist nicht festzustellen, ob der Gedanke, dem Katechismus eine dreifache Gestalt zu geben, so nämlich, daß ein Lehrbuch für die Studierenden, eins für die Seelsorger und eins für das Volk abgefaßt werden sollte, auf Claudius oder Ferdinand zurückzuführen ist. Jedenfalls stand C. nach des Claud. Tod dieser dreifachen Aufgabe gegenüber. Er wandte sich an Ignatius und erhielt den Bescheid, daß Laynez das Lehrbuch für die Studierenden, Frusius das für die Seelsorger und er, C., das für das Volk abfassen sollte. (So nach Boero S. 114 nach handschriftl. Material; anders Rieß S. 111) Laynez fand aber nicht Zeit, und Frusius starb, so daß sie beide ihre Aufgabe nicht erfüllen konnten.

61 (S. 44). Das Manuscript sandte C. zur Durchsicht nach Rom (Brief vom 16. August 1554 bei Boero S. 115). Weniger Unterstützung fand er bei seinen Wiener Ordensbrüdern. — Der Katechismus führte den Titel: Summa doctrinae christinae. Per quaestiones tradita et in usum

christianae pueritiae nunc primum edita. Jussu et autoritate sacratissimae Rom. Hung. Bohem. etc. Regiae Maiest. Archiducis Austriae etc. (S. VIII. 193 Blätter.) (Denis, Wiens Buchdruckergesch. Wien 1782, S. 664 f.)

62 (S. 44.) Brief vom 16. August 1554 bei Boero S. 116. Die Anonimität wurde von C. bis 1566 gewahrt.

63 (S. 44.) Das Edikt bei Kaupach, evangel. Oesterreich, Hamburg 1732. V. Teil (1741) Beilagen S. 10 f.

64 (S. 44.) So widmete ihm Staphylus 1555 ein Büchlein unter dem Titel: S. Marcus Anachoretis, scilicet Cato Christianus, versus ex Graeca lingua in latinam pro pueris pie instituendis. Die Schrift (in Reife gedruckt) enthält 2 Traktate: 1. de lege spirituali u. 2. de his, qui putant, se ex operibus justificari. Dieser 2. Traktat ist derselbe, der sonst bei Staphylus den Titel de fide et operibus trägt.

65 (S. 44.) Der Titel lautet: Institutiones christianae pietatis seu parvus Catechismus Catholicorum. Es ist nicht genau festzustellen, wann dieser Katechismus erschienen ist. In der Regel nimmt man das Jahr 1561 an, denn wir besitzen 1. das Edikt des Kaisers, durch das der Katechismus privilegiert wird; es trägt das Datum des 10. Dezember 1560 (Reiffenberg, Mantissa Dipl. S. 18 f. u. Boero S. 478). 2. das Vorwort des C. vom Mai 1561 (de Baeker, bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus I, S. 170). Indessen hat C. sicher schon 1557 sich mit der Abfassung eines Katechismus für die Kinder beschäftigt (vgl. Brief an Zahnez v. 11. Febr. 1557 bei Janssen a. a. D. IV, S. 408 Anm. 3 u. Sachino hist. Soc. Jesu II, lib. 2 n. 8), und 1559 erschien in Wien in der Jesuitendruckerei ein illustrierter Katechismus des C. unter dem Titel: Parvus Catechismus Catholicorum. (Denis a. a. D. 579 f.) Demnach wäre zu verbessern, was Reiser, C. als Katechet, 2. Aufl. S. 66 von den Bilderkatechismen sagt. Die Angabe bei Denis kann nicht ein Schreibfehler statt 1569 sein, da die Jesuitendruckerei 1565 eingegangen ist. Da aber der deutsche kleine Katechismus des C. erst 1575 erschienen ist (Moufang, Katechismen des 16. Jahrh. Mainz 1881 S. 614 f.), so ist anzunehmen, daß die Notiz der historia Gymnasii novi trium coronarum fol. 70 (Janssen a. a. D. IV, S. 408 Anm. 4), C. habe 1558 einen Auszug aus seiner Summa erscheinen lassen, sich auf den kleinen latein. Katechismus bezieht. Dieser wäre denn erst 1561 offiziell von Ferdinand eingeführt worden. — Sowohl der große deutsche Katechismus des C., wahrscheinlich 1563 zuerst erschienen, als auch der kleine deutsche, 1575 erschienen, sind durchaus selbständige Werke. (Reiser a. a. D. S. 68 f.; Moufang a. a. D. S. 559 u. 613).

66 (S. 44.) Reiser a. a. D. S. 14; Stimmen aus Maria-Laach 17, S. 352—370.

67 (S. 44.) Reiser a. a. D. S. 74.

68 (S. 45.) Kirchl. Topographie v. Oesterreich XIII, S. 284.

69 (S. 45). Der Titel lautet: „Frag und antwort Christlicher Leer in den Hauptstücken, hez neulich auß bevelch der Römischen zu Hungern und Behaim zc. K. M. unsers allergnedigsten Herrn, der Christlichen Jugent und allen einfaltigen zu nutz in druckh außgangen. (Denis a. a. D., S. 667 f. Wiedemann a. a. D. II, S. 68; vgl. Brief des C. an Ign. vom 17. Juni 1556 bei Voero S. 121). Der Verfasser dieser Uebersetzung ist der Hofprediger der Königin Bonaventura Thomas; er schreibt den Katechismus den kaiserlichen Theologen zu. (Ep. Hosii II, 2, S. 733 No. 1638 und S. 748 No. 1657.)

70 (S. 45). Reiffenberg a. a. D. S. 17 u. Voero S. 482 f.

71 (S. 46). Vergl. das Urtheil von Jezschwitz, System der Christl. kirchl. Katechetik II, 1, S. 295. II, 2, S. 87.

72 (S. 46). Daran nimmt schon Joh. Wigand: Warnung vor dem Catechismo D. Canisii des großen Ihesuwidders, Jena 1570, Anstoß, obwohl er anerkennt, „daß C. etwas besseres vnd mehr hat sagen wollen, denn andere Papisten“, fol. 12 ff.

73 (S. 46). Neben dem echt kathol. Glaubensbegriff geht ein anderer her, der evangelische Beeinflussung zeigt. Man vgl. I, 8—15. In der Formulierung zeigen sich ebenfalls Anklänge an Luther; vgl. I, 17. II, 6. 11. 12. 13.

74 (S. 46). Zwar sieht C. III, 9 im Abfall vom Papsttum den Abfall vom Christentum überhaupt, und nur die Papstkirche ist die wahre Kirche, aber die höchste Gewalt schreibt er doch nicht dem Papste zu, wenn er auf die Frage: durch wen der heilige Geist in der Kirche die Wahrheit lehre? antwortet: durch die Bischöfe, die Präpositi, die Pastoren und Doctoren, und dann fortfährt: Et hi post Apostolos fuere semper ac etiamnum sunt primarii Dei Ecclesiaeque ministri et summi dispensatores mysteriorum Dei. Horum vero auctoritas, cum in aliis tum in sacris Synodis quam maxime cernitur, ubi de fide et religione, illi non modo definire quaedam, sed, suo etiam iure, ac pro auctoritate Apostolica (!) contestari possunt, ac dicere: Visum est Spiritui sancto et nobis, sicut ex actis constat primi Concilii Hierosolymis celebrati. Und wenn im Folgenden den Päpsten die höchste Macht in Sachen des Glaubens zugestanden wird, so geschieht das 1. ganz nebenher und 2. werden sofort die Generalkonzile und die Väter daneben gestellt. Uebrigens fehlt dem Katechismus ein besondres Kapitel über den Papst. — Julius III. war durch das Erscheinen des Catechism. Ferdinandi sehr verlegt. (Sarpi, hist. Conc. Trid. V, S. 663.) Daß der Katechismus anonym erschienen war, war außerdem die Uebertretung eines kirchlichen Gebotes, das 1546 vom Konzil noch einmal eingeschärft worden war, aber wenig streng gehandhabt wurde (Neusch, Index d. verbotenen Bücher I, S. 198 f.). So wurde auch der Katechismus des C. vom Konzil nicht anerkannt. (Tabularium eccl. Romanae S. 224; Sichel, Akten zur Geschichte des Konzils von Trident. S. 294).

75 (S. 46). Voero S. 105. Wenn B. behauptet, man habe dem C. nach dem Leben getrachtet, ja Ferdinand habe ihm einen bewaffneten Schutz

zur Seite geben müssen, ohne daß er die Belege dafür bringt, so sehen wir in dieser Behauptung eine Uebertreibung.

76 (S. 46). Boero S. 120.

77 (S. 46). Ebenda. — Denis a. a. D. S. 666 erwähnt eine gegen C. gerichtete Schrift, deren Verfasser und Verleger unbekannt ist: *Dialogus contra impia Petri Canisii dogmata de sacramento eucharistiae compositus etc.* 1555. C. habe in einer Osterpredigt im Dom die Kelchentziehung verteidigt. In dieser Flugschrift stellen zwei Freunde, Canisiophilus und Christophilus eine Auseinandersetzung an, die den Canisiophilus seines Irrtums überführt. Die Schrift ist sehr maßvoll. Das Schärffste daran ist die Widmung. — Wiedemann a. a. D. II, S. 69 läßt diese Schrift irrig gegen den Katechismus des C. gerichtet sein.

78 (S. 46). So Cromer, vgl. Ep. Hosii II, 2, S. 1027 No. 75.

79 (S. 47). Staphylus an Hosius (16. Febr. 1555) in Ep. Hosii II, S. 511.

80 (S. 47). Hosius an C. ebenda S. 549 u. 1041.

81 (S. 48). Ebenda S. 1020 u. Tabul. eccl. Rom. S. 576.

82 (S. 48). Ep. Hosii II, S. 816 No. 1749 u. S. 833 No. 1771.

83 (S. 48). Tomek, *Gesch. der Prager Univerf.* Prag 1849 S. 159 f. Frind, *Kirchengesch. v. Böhmen IV*, S. 129. u. 373. 1555 waren 20 böhm. Zöglinge im Germanicum zu Rom. Ep. Hosii II, 2, S. 1026 No. 73.

84 (S. 49). Rieß S. 128.

85 (S. 49). Ueber das Kloster Dybin vergl. Pescheck, *Gesch. des Cölestiner des Dybins und Moschkau, Dybin-Chronik.*

86 (S. 49). Brief an Ignatius v. 14. Okt. 1554 bei Boero S. 127 f.; Rieß S. 129 f. und Bucholz a. a. D. VIII, S. 200 f.

87 (S. 49). Die Dotation des Kollegs bestand in den Einkünften des Dybiner Klosters in der Höhe von 1400 Thalern und denen des Klosters zu Dobriluf in der Lausitz in der Höhe von 450 Gulden; außerdem floßen ihm jährlich noch 300 Thaler aus der königlichen Kammer zu. Dazu kamen viele private Unterstützungen. Tomek a. a. D. S. 160 u. Druffel, *Ign. u. die röm. Kurie.* S. 40 Anm. 49.

88 (S. 50). Frind a. a. D. S. 134. 374.

89 (S. 50). Tomek a. a. D. S. 163 f.; Rieß S. 139.

90 (S. 51). Wolkon, in d. *Jahrb. d. Gesellsch. f. d. Gesch. des Protest.* in Oesterreich 1882, S. 55 f., 103 f.; 1883, S. 67 f., 145 f.

91 (S. 52). Rieß S. 132.

92 (S. 52). Brief an Hosius vom 4. Dez. 1561 im Tabul. eccl. Rom. S. 200.

93 (S. 52). Brief an Ignatius v. 17. Mai 1556 bei Boero S. 137.

94 (S. 52). Albrecht war in Rom in Mißkredit gekommen. *Agricola*, hist. prov. Soc. Jesu Germ. super. I, S. 31 f. u. 34.

95 (S. 52). Rieß S. 124; Boero S. 126. Irrig Prantl a. a. D. I, S. 223: Hund u. Schweiker seien beide, der eine nach Wien, der andre nach

Rom 1555 gesandt worden. Er mißverstehet, was Mederer, *annales* I, S. 243 sagt.

96 (S. 53). Nach Rieß S. 143, der aber S. 142 unter den Verläumdern natürlich die Evangelischen versteht.

97 (S. 53). Brief Albrechts an Ignatius v. 20. Mai 1554 bei d. Holländisten VII, S. 501 f.

98 (S. 53). Ignatius wollte die Jesuiten, vor allem Canisius, von Wien abberufen und doch auch die Bitte Albrechts nicht direkt abschlagen. Er selbst war der Meinung, daß Ferdinand keinen Jesuiten aus Wien entlassen werde (Brief Poloneo vom 16. August 1554 bei Rieß S. 144), dagegen hat er dem herzoglichen Rat Schweiker das Gegenteil versichert (Brief des E. v. 26. Okt. 1554 bei Rieß S. 144).

99 (S. 54). Brief v. 16. Aug. 1554 bei Rieß S. 144, vgl. Genel I. a. a. D. S. 352 f.

100 (S. 55). Rieß S. 155.

101 (S. 55). So nach Mederer, I, S. 243; Prantl a. a. D. S. 223 giebt nur die drei Erstgenannten an.

102 (S. 55). Rieß S. 147 u. 149.

103 (S. 56). Mederer, *cod. dipl.* S. 282. Prantl a. a. D. S. 224. Von den vorausgehenden Verhandlungen giebt Pr. so gut wie nichts.

104 (S. 56). Brief v. 12. Dez. 1555 bei d. Holländisten VII, S. 502.

105 (S. 57). Rieß S. 160.

106 (S. 57). Brief Albrechts an Ignatius v. 11. Mai 1555 bei Mederer *cod. dipl.* S. 286 f. Prantl a. a. D. S. 224 f. Bei den Holländisten VII, S. 502 findet sich ein Briefauszug, der das Datum des 5. Mai trägt; es ist aber ohne Zweifel derselbe Brief, der von Mederer mitgetheilt wird. — Die Briefe des Ign. an Schweiker v. 8. u. an d. Herzog v. 9. Juni 1555 bei Mederer, a. a. D. S. 289 u. 287 und bei Lipowšky, *Gesch. d. Jesuiten in Baiern* S. 63 und Genelli S. 354 f.

107 (S. 57). Die Briefe vom 19. Dez. 1555, 1. Jan., 16. Febr. und 25. April 1556 bei Rieß S. 158 f.

108 (S. 57). Rieß S. 156.

109 (S. 58). Mederer a. a. D. S. 291 f. Prantl a. a. D. S. 225; Lipowšky a. a. D. S. 74 f. — Eine kurze, aber richtige Geschichte der Gründung des Kollegs zu Ingolstadt teilt Aretin, *Gesch. Maxim. I.*, S. 166 f. Anm. aus einer handschriftl. Relation mit.

110 (S. 58). Rieß S. 166 Anm. 2.

111 (S. 58). Prantl a. a. D. I, S. 228. 284. II, S. 197 f. I, S. 280 u. II, S. 198 f.

112 (S. 59). Prantl a. a. D. I, 284.

## 3. Kapitel

- 1 (S. 61). Brief v. 21. März 1558 bei Rieß S. 244 f. u. Sacchino S. 272 f., bei Rieß S. 391.
- 2 (S. 62). Brief v. 17. Jan. 1556 bei Rieß S. 179 f.
- 3 (S. 63). Diese seit 1557 bestehende geistliche Behörde hielt sich von den bischöflichen Ordinariaten möglichst unabhängig und zwar auf Grund besonderer den Herzögen von Baiern vom Papste (vgl. namentlich die Bulle vom 12. Juni 1523) eingeräumter Rechte. Aretin, Magim. I. S. 161. — Ueber den „geistlichen Rat“ vgl. noch Frehberg, Pragm. Gesch. d. bairischen Gesetzgebung u. Staatsverwaltung III, S. 180 f.; Lipowśky, Argula von Grumbach. Anhang XII u. XIII u. Knöpfler, Kelchbewegung in Bayern unter Albrecht V. S. 193 ff.
- 4 (S. 64). Brief ohne Datum bei Rieß S. 249 f. ¶
- 5 (S. 64). Huber, Jesuiten-Orden S. 220. ¶
- 6 (S. 65). Diese Verhandlungen bei Bucholz VII, S. 361 f., Heppe, Gesch. des deutschen Protest. I, S. 131 f., Kugler, Christoph, Herzog z. Württemberg, II, S. 25 f. — Außerdem vgl. Wolf, z. Gesch. der deutschen Protest. 1555—1559. S. 7 f.
- 7 (S. 65). Sein Gutachten bei Döllinger, Beiträge zur polit., kirchl. u. Culturgesch. III, S. 170 f.
- 8 (S. 66). Brief an Lahnez v. 22. Jan. 1557 bei Boero S. 155 f.
- 9 (S. 66). Pstyon S. 120; Rieß S. 195; Boero 153.
- 10 (S. 67). Sacchino S. 121. Dazu d. Briefauszug vom 13. März 1557 bei Rieß S. 196 f. u. Brief vom 22. Jan. 1557 bei Boero S. 155.
- 11 (S. 67). Brief v. 15. März 1557 bei Boero S. 154 f.
- 12 (S. 67). Brief v. 13. März 1557 bei Rieß S. 197.
- 13 (S. 68). Brief v. 11. u. 29. Sept. 1557 bei Janssen a. a. D. IV, S. 27.
- 14 (S. 68). Ueber das Religionsgespräch z. Worms 1557 vgl. Heppe, Gesch. des deutschen Protest. I, S. 157 f. und Anhang S. 5 f. (nicht immer zuverlässig). Salig, Histor. d. Augsb. Conf. III. S. 210 f.; Planck, Gesch. des prot. Lehrbegriffs VI, S. 155 f.; Bucholz a. a. D. VII. 5. Abschn. Kugler a. a. D. II, S. 52 f.; Maurenbrecher, Beiträge, in d. histor. Zeitschr. N. F. XIV, S. 40; Wolf a. a. D. S. 60 f. — Corpus Reform. IX u. Opera Melancthonis IV, S. 789 f. Ich benutzte das Protokoll, welches 1559 auf dem Reichstag zu Augsburg vorgelegt worden ist (Reichstagsakten des Bamberger Kreisarchivs, Bamberger Serie No. 40 fol. 106—256). — Was Hommel, epist. hist. eccl. sec. XVI. Halae 1778 enthält, findet sich im Corp. Reform. Staphylus, Historie von Zerstreung des Colloquiums zu Worms, Ingolstadt 1562, konnte ich nicht einsehen.
- 15 (S. 68). So Ranke, Zur deutschen Gesch. S. 59 f.; Kugler a. a. D. S. 65; Maurenbrecher a. a. D. S. 45.
- 16 (S. 69). Boero S. 159.

17 (S. 69). Döllinger, Beiträge, I, S. 238; auch Reimann, der Streit zwischen Kaisert. u. Papstt. 1558 in d. Forschungen zur deutschen Gesch. V, S. 300 findet keine Erklärung für dieses scheinbare Entgegenkommen des Papstes. Ueber die Stellung des Papstes zum Kolloquium vgl. Raynaldus, annales Tom. XIV, S. 624 f.; Sichel, zur Gesch. des Trid. Konzils S. 30 f.

18 (S. 69). Sacchino, hist. Soc. Jesu II, S. 16 No. 79 u. Agricola a. a. D. S. 71.

19 (S. 69). C. ging über München, wo er den Herzog Albrecht, über Ingolstadt, wo er seine Ordensgenossen, u. Ellwangen, wo er Kardinal Otto besuchte (vgl. dessen Brief an C. v. 4. Aug. 1557 im Münchener Reichsarchiv Jesuitica 1357<sup>m</sup>) nach Worms. Am 25. August war er schon dort. Corp. Ref. IX, S. 246, Wolf a. a. D. S. 327.

20 (S. 70). Bieck, das dreifache Interim, Leipzig 1721. Scharf beurteilt ihn Flacius, Verlegung der Apologie Sidonii 1553. Cap. 1. Dagegen rechnet ihn Melanchthon unter diejenigen, mit denen sich verhandeln ließe (Corp. Reform. IX, S. 6).

21 (S. 70). Ueber Wigel vgl. Ritschl in d. Ztschr. f. Kirchengesch. II, S. 386 ff.; über Matthias Sithard vgl. Raupach, erläutertes evangel. Desterr. I, 1736 S. 263 ff. Anm. f., S. XLII, S. 137 Anm. g., S. 266 Anm. e. und Raupach, evangel. Desterr. Hamburg 1732 IV (1741), S. 71 Anm. e.

22 (S. 70). So wollte er auch seinen Freund Gropper aus Köln zur Teilnahme heranziehen. Dieser lehnte aber aus Gewissensbedenken ab. Brief v. 2. Sept. 1557. — Coleccion de doc. ined. II, S. 473 f.

23 (S. 70). Brief v. 6. Dez. 1557 bei Boero S. 170 und im Testament: „Mihi tunc provincia contigit, ut nomine Catholicorum scripto et viva voce responderem adversariis, quorum princeps aderat Philippus Melanchthon“.

24 (S. 70). Daß diese doppelte Strömung vorhanden war, geht deutlich hervor aus Corp. Ref. IX, S. 247. 248. 262. 456; auch Sacchino, hist. Soc. Jesu II, S. 22 No. 100 deutet sie an, u. C. selbst schreibt nicht ohne stilles Selbstgefühl, daß hier zum ersten Male die Katholiken einig gewesen seien (Brief v. 6. Dez. 1557 bei Boero S. 169).

25 (S. 70). Vgl. den Eindruck Melanchthons, Corp. Ref. IX, S. 458 f. 460. Die Rede Mel. liegt in drei Fassungen vor: 1. eine kürzere in d. Reichstagsakten, Bamberger Serie No. 40 fol. 106 f.; 2. eine ausführlichere in d. Opera Mel. IV, S. 789 f. (abgedruckt Corp. Ref. IX, S. 265 f.); 3. als Protestatio (opera Mel. IV, S. 802 f.). Daß Corp. Ref. IX, S. 279 f. bringt sie als declaratio a Mel. d. 15. Sept. 1557 theologis Romanis tradita, qui . . . primum de nomine verae ecclesiae disputationem moverunt. Eine ganz irrige Notiz. Diese declaratio hat Mel. nicht übergeben; sie ist vielmehr nur eine Vorarbeit für die wirklich gehaltene Rede. Mel. trug sich lange mit den ausgesprochenen Gedanken (Corp. Ref. IX, S. 5 f). Als sich nun das Gerücht verbreitete, die Katholischen würden zu Worms

mit dem Artikel von der Kirche beginnen (a. a. D. S. 252. 247), glaubte Mel. wohl einem Angriff der Katholiken durch seine Rede am besten zuvorzukommen. So erklärt sich, daß seine Rede zu einem scharfen Angriffe auf die Katholischen wurde.

26 (S. 71). Aus diesen Worten hat man geschlossen, daß C. nach Eck der erste Katholik gewesen sei, der auf die verschiedene Textgestalt der C. A. aufmerksam gemacht habe. (So zuerst Salig, Historie d. Augsb. Conf. III, S. 308, dann Hepppe a. a. D. S. 187, obwohl er die Worte des C. kannte, so auch Herzog Kealenc.<sup>2</sup> Bd. 17 S. 323.) Aber von einer Textgestalt ist gar nicht die Rede, sondern nur von den verschiedenen Lehranschauungen. Was C. vorbrachte, war also das allbekannte. Uebrigens hatte Bischof Helling bereits auf diese Abweichungen aufmerksam gemacht, so daß ihm, nicht C. dieser Ruhm zufäme.

27 (S. 73). So faßte auch z. B. Herzog Christoph die Sachlage auf. Vgl. dessen Instruktion seiner Gesandten zum Augsburger Reichstag 1559 bei Sattler, Gesch. Württembergs IV, Beilage S. 153. — Auch der Papst mußte, wem er diesen Erfolg zu danken hatte. Vgl. den Bericht des Bergerius an Herzog Christoph bei Schelhorn, Act. hist. 1738 S. 74f. — Der König war von diesem Ausgang nicht weniger befriedigt, vgl. Lebrecht, Magaz. IX, S. 110.

28 (S. 74). Sacchino S. 130 f. 133 u. Brief v. 6. Dez. 1557 bei Boero S. 169.

29 (S. 75). Rieß S. 237.

30 (S. 75). Brief v. 3. Febr. 1558 bei Boero S. 179 f.

31 (S. 75). Bucholz a. a. D. VIII, S. 204.

32 (S. 76). Rieß S. 238.

33 (S. 77). Reimann, in d. Forschungen z. deutschen Gesch. V, S. 293f.

34 (S. 77). Sacchino S. 143 f.; Boero S. 207.

35 (S. 77). Bucholz a. a. D. VII, S. 417.

36 (S. 77). Brief v. 18. Dez. 1558 bei Theiner, Schweden u. seine Stellung z. röm. Stuhl II, S. 165.

37 (S. 77). Philipps Brief an Luna v. 27. Mai 1559 bei Döllinger, Beiträge I, S. 257.

38 (S. 78). Bucholz a. a. D. VII, S. 435 Anm.

39 (S. 78). Ebenda S. 420 f.

40 (S. 78). Sarpi, hist. conc. Trid. V, 22.

41 (S. 79). Das Gutachten des Kanzlers Braun ist auch der Meinungsäußerung des Canisius. Es wird darin das Heil nur von einer Reform an Haupt u. Gliedern erwartet, nicht von Gewalt oder Religionsgesprächen. Die weltliche Gewalt hat aber zu dieser Reform das Ihre zu thun. Rieß S. 266. Vielleicht ist es dieselbe Schrift, die Sichel a. a. D. S. 494 erwähnt.

#### 4. Kapitel

1 (S. 81). Rieß S. 184.

2 (S. 81). Rieß S. 199.



3 (S. 81). Tenzel, monatl. Unterredungen 1694 S. 307 berichtet, daß der Bischof Urban von Gurf den C. ermahnt habe, sich im Predigen u. Reden auf dem Reichstag in Acht zu nehmen, damit die Leute nicht geärgert würden.

4 (S. 82). Brief v. 13. Sept. 1556 bei Boero S. 146 f.

5 (S. 83). Brief v. 6. Dez. 1557 bei Boero S. 171.

6 (S. 84). Röhrig, Mitteilungen aus der evangel. Kirche des Elsaß II, S. 187 f. Müller, die Restauration des Katholizism. in Straßburg S. 4 f.

7 (S. 84). Schreiber, Gesch. d. Univers. Freiburg II, S. 307.

8 (S. 84). Agricola, a. a. D. I, S. 46.

9 (S. 85). Wimmer, rel. Zustände in Baiern S. 9.

10 (S. 85). Brief v. 19. März bei Rieß S. 242 u. v. 23. April 1558 bei Boero S. 183.

11 (S. 86). Agricola a. a. D. I, S. 47.

12 (S. 86). Westenrieder, histor. Kalender, Jahrg. 1801, S. 216 u. Knöpfler, Kelchbewegung in Bayern S. 68 f.

13 (S. 87). Rieß S. 248.

14 (S. 88). Rieß S. 252 f. Brief des Herzogs an C. v. 12. Juli 1558 bei Mederer, codex dipl. S. 294 f.

15 (S. 88). Eugenheim, Baierns Religions- u. Volkszustände I, S. 52 f.

16 (S. 88). Melancthon hat dieselben mehrfach herausgegeben und darüber geschrieben; vergl. Opera I, S. 360 und Strobel, neue Beiträge 1792 III, 2 S. 167 f.

17 (S. 88). Archiv f. d. Gesch. des Bistums Augsburg v. Steichele, II, S. 209.

18 (S. 89). Kluckhohn, in Sybels Zeitschr. 31. Band S. 355 f.

19 (S. 90). Uretin a. a. D. S. 166

20 (S. 90). Dalton, Joh. a Lasko S. 489 f.

21 (S. 90). Theiner, vet. mon. Polon. II, S. 594.

22 (S. 90). Corp. Ref. XVII, S. 417.

23 (S. 90). Brief v. 17. Dez. 1558 bei Boero S. 197.

24 (S. 91). Socher, hist. Soc. Prov. Aust. II, S. 12; Krajicki, de soc. Jesu in Polonia primordiis, Berol. 1860 S. 127 f.

25 (S. 91). Brief v. 4. März 1559 bei Boero S. 201 f.

26 (S. 92). Lämmer, monum. Vatic. S. 402.

27 (S. 92). Brief an Lahnez v. 9. Mai 1559 bei Sacchino S. 163 f.

28 (S. 96). Tabular. eccl. Rom. S. 208. 552.

29 (S. 96). Stengel, comm. rer. August. S. 284.

30 (S. 96). Lipowšky, Gesch. der Jes. in Schwaben S. 44. Braun, Jes. in Augsburg S. 4.

31 (S. 96). v. Stetten, Gesch. v. Augsburg S. 552.

32 (S. 97). Tabul. S. 192. 194. 199.

- 33 (S. 97). Das Breve des Papstes v. 5. März 1561 u. die Antwort des C. bei Boero S. 263 f.; Rieß S. 282 f. u. Sacchino S. 183 f.
- 34 (S. 97). Hausmann, Gesch. des ehem. päpstl. Alumnsats in Dillingen 1882/3 S. 4 Anm. 1. Tabul. S. 493. — Lob der Jesuiten überh. z. B. Lagomarsini, epp. Pogian. III, S. 237 f. 240 f. 345 f.
- 35 (S. 97). Tabular. S. 37. 361. 363. 389. 372.
- 36 (S. 98). Ebenda S. 240.
- 37 (S. 98). Braun, Gesch. des Kollegiums der Jesuiten in Augsburg S. 7 f.
- 38 (S. 98). Breve v. 30. Sept. 1564 b. Raynald, ann. XXI, 2 S. 555.
- 39 (S. 99). Rieß S. 273 Anm. 2. Epp. Pog. II, S. 146.
- 40 (S. 100). Braun a. a. D. S. 5 f.; Stetten a. a. D. I, S. 630.
- 41 (S. 100). Reichle a. a. D. II, S. 194, 206; Epp. Pog. II, S. 146.
- 42 (S. 100). Haut, Gesch. der Studienanstalt Dillingen S. 35 f.
- 43 (S. 100). Hausmann a. a. D. S. 4 Anm. 1.
- 44 (S. 101). Haut a. a. D. S. 33.
- 45 (S. 101). Gutter, die Gründung des Gymnasiums zu München, München 1859/60 u. Kluckhohn a. a. D. S. 369 f.
- 46 (S. 102). Boero S. 159.
- 47 (S. 102). Rieß S. 232 Anm. 1.
- 48 (S. 102). Brief des Herzogs v. 12. Juli 1558 bei Mederer, cod. dipl. S. 294 f.
- 49 (S. 102). Agricola a. a. D. I, S. 56 und Theiner, Schweden u. seine Stellung z. päpstl. Stuhl S. 166.
- 50 (S. 102). Rader, vita Canisii S. 101 f.
- 51 (S. 103). Zeitschr. des Ferdinandeums, 3. Folge, 7. Heft, S. 25 f. u. 66 f. und Riegler, Gesch. des Innsbr. Gymnasiums.
- 52 (S. 103). Marx, Gesch. von Trier II, 2 S. 501; Tabul. S. 553.

### 5. Kapitel

- 1 (S. 105). Huber, Jesuitenorden S. 217 f.
- 2 (S. 105). Rieß S. 308.
- 3 (S. 106). Brief v. 16. März 1562 an Hofius Tabul. S. 222.
- 4 (S. 106). Tabul. S. 194. 209. 212. 214. 220. 222.
- 5 (S. 106). Sichel a. a. D. S. 249.
- 6 (S. 106). Ablehnung des Domkapitels Epp. Pog. III, 1. — Der Kardinal von Mantua scheint den Vorschlag gemacht zu haben, C. als Prokurator des in Rom weilenden Bischofs Otto nach Trident zu senden, was bei den Kardinälen Beifall gefunden zu haben scheint. (Tabul. S. 208.) Hofius schrieb deshalb an Otto. Der erklärte aber C. für unentbehrlich in Augsburg; nach Ostern könne er kommen (Epp. Pog. III, 1). Hofius schrieb auch an C. (Brief v. 4. Mai 1562 Tabul. S. 231). Vgl. C. an Salmeron vom 14. März 1562 bei Boero S. 214.
- 7 (S. 106). Ankunft in Trident bei Boero S. 246; Eichhorn, Bischof

Hosius II, S. 41. Hosius behauptet, durch das Erscheinen des C. vom Tode errettet worden zu sein. — Nicht als ordentliches Mitglied nahm C. an der Kommission teil. Bei Neusch, Index I, S. 318 ist er nicht genannt. Le Plat, monumenta Conc. Trid. VII, S. 280.

8 (S. 106). Sichel a. a. D. S. 294; Bucholz a. a. D. VIII, S. 417. — Tabul. S. 257.

9 (S. 107). Sichel a. a. D. S. 331; Boero S. 249.

10 (S. 107). Bucholz a. a. D. IX, S. 699; Le Plat a. a. D. V, S. 504 bezweifelt die Richtigkeit der überlieferten Lesart: cum antea Canisius eiusdem societatis plane contrarium senserit etc. Aber Le Plat kennt nicht die Notiz, die Sichel a. a. D. S. 331 bringt. — Die Rede von Laynez bei Bucholz VIII, 653 f., vollständig bei Grisar, disputat. II, S. 24 ff.

11 (S. 108). Die Worte lauten: Mihi non displicet P. nostri Laynez sententia, etsi Hispanis ingrata sit, Episcoporum institutiones et auctoritatem iuris quidem esse divini, sed mediante pontifice (Brief an Hosius vom 7. Nov. 1562 Tabul. S. 257.) Hosius war anderer Ueberzeugung (Epp. Pog. III, S. 146).

12 (S. 109). Der Tag der Abreise ist nicht festzustellen. Am 18. Juni war er noch dort (Epp. Pog. III, S. 87), aber am 1. Juli weiß Otto von Augsburg schon in Rom von seiner Abreise (ebenda S. 93).

13 (S. 109). Otto an Hosius v. 30. Mai 1562 Epp. Pog. III, 70 v. 6. Juni ebenda S. 75, v. 10. Juni ebenda S. 79. — Außerdem wird Otto von Bitten bestürmt, C. nach Augsburg zurückkehren zu lassen.

14 (S. 109). Tabul. 231; epp. Pog. III, 67 Anm. e.

15 (S. 110). Tabul. S. 238.

16 (S. 110). Ebenda S. 248.

17 (S. 111). Sichel a. a. D. S. 431 f.

18 (S. 111). Ebenda S. 442 f. 445.

19 (S. 111). Döllinger, Beiträge III, S. 321.

20 (S. 112). Denselben Gedanken hatte Commendone ausgesprochen (Döllinger a. a. D. III, S. 310) und hatten die päpstlichen Legaten aufgegriffen (Le Plat a. a. D. V, 207 f.)

21 (S. 112). Döllinger a. a. D. III, S. 325 f. Epp. Pog. III, S. 233 f.

22 (S. 113). Döllinger a. a. D. III, S. 329; vgl. dazu Tabul. S. 248 u. 255. Hosius stimmt darin nicht mit C., der Papst allein habe das Recht zu reformieren Epp. Hosii I, S. 50 f.

23 (S. 113). Ebenda III, S. 327 u. Visconti, lettres et anecdotes. Amsterdam 1719 I, S. 78.

24 (S. 114). Brief v. 2. März 1563 Tabul. S. 302.

25 (S. 115). Sichel a. a. D. S. 452.

26 (S. 115). Sichel a. a. D. S. 495 nennt C. nicht als Mitglied dieser Kommission, aber an seiner Teilnahme ist nicht zu zweifeln Tabul. S. 308 u. 310).

27 (S. 116). *Relatione sommaria del Card. Morone sopra legatione sua Schelhorn*, Sammlung f. d. Gesch. I, S. 207 (Nördlingen 1779) und *Kanke*, Päpste, 2. Aufl., I, S. 338; vgl. dazu *Eugenheim*, Gesch. der Jes. in Deutschl. S. 28.

28 (S. 116). Auch sonst hat C. von Rom Geldspenden empfangen. *Visconti a. a. D.* I, S. 140; *Tabul.* S. 254. 257 u. 37.

29 (S. 117). Besonders *Tabul.* S. 306.

30 (S. 117). Welches Vertrauen C. noch vor Morones Ankunft beim Kaiser genoss, ist zu ersehen aus *Tabul.* S. 309. Dagegen trat die gegen C. sehr unfreundliche Stimmung bei der im Sommer 1563 zu Wien gehaltenen Konferenz (*Buchholz a. a. D.* VIII, S. 660 f.; *Sichel a. a. D.* S. 577; *Tabul.* S. 317; *Uretin a. a. D.* S. 111; *Le Plat a. a. D.* VI, S. 612) deutlich hervor (*Rieß* S. 325 Anm. 1).

31 (S. 117). *Tabul.* S. 306. 318.

32 (S. 117). *Lossen*, köln. Krieg S. 65 f.

33 (S. 119). *Tabul.* S. 34.

34 (S. 119). *Tabul.* S. 373.

35 (S. 119). *Uretin a. a. D.* S. 152.

36 (S. 119). Namentlich unterstützte C. den Herzog in der Unterdrückung ketzerischer Bücher. Vgl. Brief des C. an Eck v. 9. Jan. 1565 im Archiv f. Gesch. des deutschen Buchhandels I, S. 181 f.; vgl. dazu ebenda II, S. 3 f.

37 (S. 119). *Boero* S. 291. 293; *Rieß* S. 367; *Tabul.* 410 f.

38 (S. 120). Die Befürchtung Ottos v. Augsburg, daß man C. ganz in Rom festhalten würde, schien sich bestätigen zu wollen, *Lossen*, Briefe des Andreas Masius, Leipzig 1886, S. 366.

39 (S. 120). *Tabul.* S. 399.

40 (S. 120). *Reiffenberg a. a. D.* V, 19, S. 115.

41 (S. 121). *Keller*, die Gegenreform. in Westfalen u. am Niederrhein I, (Leipzig 1881) S. 277 u. 354.

42 (S. 121). *Reiffenberg a. a. D.* V, 19, S. 115 Anm. i u. derj. *Mant. dipl.* S. 24; *Ennen*, Gesch. d. Stadt Köln IV, S. 676; *Boero* S. 288 u. 472.

43 (S. 121). *Rieß* S. 350; *Boero* S. 292.

44 (S. 122). *Boero* S. 300 f.; *Uretin a. a. D.* S. 186 Anm. 8; *Laderchius*, ann. eccl. XXII, S. 160. Es ist nicht das einzige Mal, daß C. für den Augsburger Religionsfrieden eingetreten ist (*Rieß* S. 364, 423 Anm.), zur Verwunderung von *Spösius*.

45 (S. 123). *Laderchius*, ann. 1556 S. 239; *Gratian*, vita Comendoni III, 2.

46 (S. 123). *Steiner*, synodi dioecesis August. II, S. 337 f.; *Hartshelm*, conc. Germaniae VII, S. 148 f.

47 (S. 123). *Tabul.* S. 449.

48 (S. 125). *Epp. Pog.* IV, S. 406 f.; *Reiffenberg*, *Mant. dipl.* S. 46; *Boero* S. 314.

## 6. Kapitel.

- 1 (S. 126). Zwar verrät sein Brief v. 7. Mai 1569 (Boero S. 337) davon nichts, aber wir wissen, wie wenig solche offizielle Schreiben als Herzensmeinung gelten können.
- 2 (S. 126). Sacchino S. 264.
- 3 (S. 127). Er unterwirft es der Kritik seiner Vorgesetzten (Boero S. 344).
- 4 (S. 127). Nur von Salmeron wissen wir, daß er des Lobes über das Werk des C. voll war (Op. Salmeronis XVI, S. 495).
- 5 (S. 127). Rieß S. 421.
- 6 (S. 128). Sacchino S. 283 f.
- 7 (S. 129). Ebenda S. 291 f.
- 8 (S. 130). Theiner, *Annales eccl.* I, S. 33; Breve Gregors XIII. an C. v. 23. Jan. 1573.
- 9 (S. 130). Wimmer, *Vertraul. Briefwechsel des Kard. Otto an Albrecht V.* S. 97 f.; *Opera Hosii II*, S. 303 f.
- 10 (S. 131). Theiner, *Gesch. d. deutschen Bildungsanstalten* S. 94 f.; *Das deutsche Kolleg in Rom, v. einem Katholiken* S. 38 f.
- 11 (S. 131). Boero S. 202.
- 12 (S. 131). Theiner, *ann. eccl.* I, S. 242; Boero S. 358.
- 13 (S. 132). Theiner, *ann.* II, S. 368.
- 14 (S. 132). Dennoch hatte Hoffäus selbst an der Polemik sich beteiligt (Sacchino, *hist. soc. Jesu I*, 105 S. 34). — Boero S. 362.
- 15 (S. 133). Sacchino S. 274.
- 16 (S. 134). *De Johanne Baptista*, libr. I. cap. IX, S. 102. Zwar gedenkt C. an derselben Stelle auch des Papstes, aber nur als des Repräsentanten der kirchlichen Einheit: „Nihilne apud nos valeat Pont. Max. dignitas? quem in ordinem redigere atque contemnere, si Cypriano credimus, est omnium haeresum et schismatum seminarium excitare: cuius cathedram deserere, sicut Irenaeus et Augustinus ostendunt, est veram et propriam Ecclesiae notam ignorare.“ Vgl. auch S. 97, wo dem Papste wohl primae honoris et dignitatis partes zugeschrieben werden, aber er ordnet ihm sofort in den Pflichten die Bischöfe, Apostolorum haud dubie successores, bei; ja er sagt: „cum sit munus proprium Episcoporum de doctrina cognoscere et doctrinam ab Evangelio dissentientem rejicere.“
- 17 (S. 134). *De Maria virgine lib. I, cap. VII*, S. 50 f. Hier wird die röm. Gemeinde *Ecclesiae catholicae matrix et radix ecclesiaeque principalis*, ad quam necesse est omnem convenire Ecclesiam, ferner *mater et magistra* genannt S. 92. Jedoch wird auch hier (S. 29) der Priesterschaft, nicht dem Papste allein, hohepriesterliche und königliche Würde in der Kirche zugeschrieben. Vgl. auch die *confessio auctoris* am Schluß des Werkes.
- 18 (S. 134). Sacchino S. 149 f.

19 (S. 134). Jedenfalls war C. auch gegen seine Untergebenen sehr streng; das geht daraus hervor, daß in den vier Jahren, in denen er Provinzial war, 26 aus dem Orden teils entlassen wurden, teils „ausgesprangen,“ während in der Zeit v. 1556—1771 aus der oberdeutschen Provinz im ganzen nur 68 ausschieden (v. Lang, Gesch. d. Jes. in Baiern S. 59. 104; Döllinger u. Neufsch, Moralfreitigkeiten I, S. 644 Anm. 3).

20 (S. 135). Wir nennen als seine Gegner, die mit der Feder wider ihn auftraten: Jak. Andrea, Matthias Flacius (ethnica Jesuitarum doctrina 1564, bei Preger, Flacius II, S. 563 f.), Joh. Wigand (Verlegung des Catechismi der Jesuiten 1556), ferner die Verfasser der Schriften: Bekenntnis der Prediger in der Grafschaft Mansfeld, Eisleben 1560 und Christliche Lehre von Reu und Buße, Eisleben 1561.

21 (S. 135). Huber a. a. D. 98 f. und Druffel, Ign. u. d. röm. Kurie S. 33 u. 44.

22 (S. 135). Rieß S. 388.

23 (S. 136). Huber a. a. D. 317.

24 (S. 136). Vgl. z. B. de Maria virgine l. II, cap. I, S. 117 f. In seinem „Gebetbuch“ (9. Aufl. Landsküt 1842) z. B. S. 20. 82. 85. („Selig ist der Leib, der den Heiland der Welt getragen und geboren hat. Selig sind die Brüste, die von dem Himmel erfüllet, den Sohn Gottes gesäuet haben“) S. 87. 88. 89. 92—102. („Gottesgebärerin, Königin der Himmel, Zierde aller Jungfrauen, Frau aller Völker, Meisterin der Apostel“) S. 329; im Manuale catholicorum (Ausgabe Augsburg 1848) z. B. S. 2. 9. 216. 222.

25 (S. 137). Am meisten Aufsehen erregte die Teufelsaustreibung, die C. an einer Jungfrau in Augsburg 1570 vollzogen hatte. Elf Teufel will er von ihr ausgetrieben haben. Er sorgte dafür, daß die Sache an die große Glocke kam. (Rieß S. 389 f.) Gegen diesen Schwindel schrieb Joh. Marbach: „Von Mirakeln und Wunderzeichen, wie man sie aus und nach Gottes Wort für wahr und falsch erkennen soll . . . Straßburg 1571 (Wieder abgedruckt bei Horning, Joh. Marbach, Straßburg 1887. S. 119 f.). Vgl. Stetten, Gesch. d. Stadt Augsburg S. 590. Außerdem Tabul. S. 220.

26 (S. 138). Man lese nur z. B. die Einleitung zu seinem Werk: de novis verbi Dei corruptelis (der Gesamttitel für die Werke über Johannes und Maria); dann: de Johanne Baptista z. B. S. 51. 134.

27 (S. 138). De Johanne Bapt. l. I, cap. 9 S. 105 f.; außerdem Rieß S. 148.

28 (S. 138). So besuchte C. z. B. auch den Prediger der Brüdergemeinde Augusta im Gefängnis, jedoch ohne Erfolg (Lafitius bei Cröger, Gesch. d. alten Brüdergemeinde I, S. 252), und 1565 Camerar. (Döllinger u. Neufsch, Bellarmins Selbstbiogr. S. 236. Anm. 1; Loffen, Briefe des Andreas Mafius, 1886 S. 366.)

## Inhaltsverzeichnis.

---

	Seite
Einleitung . . . . .	1
1. Kapitel: Anfänge 1521—1549. . . . .	3
2. Kapitel: Ordenspropaganda in Baiern, Oesterreich und Böhmen 1549—1556 . . . . .	25
3. Kapitel: Kirchenpolitische Wirksamkeit 1556—1559. . . . .	60
Der Reichstag zu Regensburg 1556/7. . . . .	64
Das Religionsgespräch zu Worms 1557 und der Reichstag zu Augsburg 1559 . . . . .	68
4. Kapitel: Gegenreformatorsche Wirksamkeit 1556—1566 . . . . .	80
5. Kapitel: Das Tridentiner Konzil und seine Folgen 1562—1568 . .	104
6. Kapitel: Rückgang und Lebensende 1569—1597 . . . . .	126
Anmerkungen . . . . .	139

---

## Verichtigungen.

---

- Seite 48, Zeile 2 v. o. lies <sup>81)</sup> statt <sup>84)</sup>  
" 49, " 2 v. o. nach dem Worte „fand“ ergänze <sup>84)</sup>  
" 49, " 4 v. o. " " " „stand“ " <sup>85)</sup>  
" 68, " 7 v. o. lies <sup>13)</sup> statt <sup>14)</sup>  
" 77, " 9 v. u. " <sup>26)</sup> " <sup>42)</sup>  
" 102, " 7 v. o. " <sup>47)</sup> " <sup>51)</sup>  
" 102 " 5 v. u. nach dem Worte „Kollegis“ ergänze <sup>50)</sup>.
-



## Verzeichnis der noch vorhandenen Vereinschriften.

1. Kolbe, Th., Luther und der Reichstag zu Worms 1521.
2. Koldewey, Friedr., Heinz von Wolfenbüttel. Ein Zeitbild aus dem Jahrhundert der Reformation.
3. Stähelin, Rudolf, Huldrich Zwingli und sein Reformationstwerk. Zum vierhundertjährigen Geburtstage Zwinglis dargestellt.
4. Luther, Martin, An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung. Bearbeitet sowie mit Einleitung und Erläuterungen versehen von R. Venrath.
- 5/6. Boffert, Gust., Württemberg und Janssen. 2 Teile.
7. Walther, W., Luther im neuesten römischen Gericht. I.
12. Iken, J. F., Heinrich von Zütphen.
13. Walther, W., Luther im neuesten römischen Gericht. II.
19. Erdmann, D., Luther und seine Beziehungen zu Schlessien, insbesondere zu Breslau.
20. Vogt, W., Die Vorgeschichte des Bauernkrieges.
21. Roth, F., W. Birkheimer. Ein Lebensbild aus dem Zeitalter des Humanismus und der Reformation.
22. Hering, H., Doktor Pomeranus, Johannes Bugenhagen. Ein Lebensbild aus der Zeit der Reformation.
23. von Schubert, H., Roms Kampf um die Weltherrschaft. Eine kirchengeschichtliche Studie.
24. Ziegler, H., Die Gegenreformation in Schlessien.
25. Brede, Ad., Ernst der Bekenner, Herzog von Braunschweig u. Lüneburg.
26. Kawerau, Waldemar, Hans Sachs und die Reformation.
27. Baumgarten, Hermann, Karl V. und die deutsche Reformation.
28. Lechler, D. Gotth. Viktor, Johannes Hus. Ein Lebensbild aus der Vorgeschichte der Reformation.
29. Gurlitt, Cornelius, Kunst und Künstler am Vorabend der Reformation. Ein Bild aus dem Erzgebirge.
30. Kawerau, Wald., Thomas Murner und die Kirche des Mittelalters.
31. Walther, Wilh., Luthers Beruf. (Luther im neuesten römischen Gericht, 3. Heft.)
32. Kawerau, Waldemar, Thomas Murner und die deutsche Reformation.
33. Tschackert, Paul, Paul Speratus von Rötlen, evangelischer Bischof von Pomesanien in Marienwerder.
34. Konrad, P., Dr. Ambrosius Moibanus. Ein Beitrag zur Geschichte der Kirche und Schule Schlessiens im Reformationszeitalter.
35. Walther, Wilh., Luthers Glaubensgewißheit.
36. Freih. v. Winkingeroda-Knorr, Levin, Die Kämpfe u. Leiden der Evangelischen auf dem Eichsfelde während dreier Jahrhunderte. Heft I: Reformation und Gegenreformation bis zu dem Tode des Kurfürsten Daniel von Mainz (21. März 1582).
37. Uhlhorn, D. G., Antonius Corvinus, Ein Märtyrer des evangelisch-lutherischen Bekenntnisses. Vortrag, gehalten auf der Generalversammlung des Vereins für Reformationsgeschichte am Mittwoch nach Ostern, 20. April 1892.

Soeben erschienen:

# BEITRÄGE ZUR SÄCHSISCHEN KIRCHENGESCHICHTE

herausgegeben

im Auftrage der „Gesellschaft für sächsische Kirchengeschichte“

VON

**Franz Dibelius**  
Dr. theol. et phil.,  
Konsistorialrat u. Superintendent  
in Dresden.

und

**Theodor Briegleb**  
Dr. theol. et phil.,  
ord. Prof. Theol. a. d. U.  
in Leipzig.

**Siebentes Heft.** 148 Seiten. Preis 3 Mark.

**Inhalt:** *Johann Gottfried Körner*, Doktor und Prof. der Theologie, Sup. und Pfarrer an St. Thomä in Leipzig, *Theodor Körners Gedichte*. Von Franz Blanckmeister, Pastor in Dresden. — *Tobias Heidegger ein böhmischer Exulant*. Ein Beitrag zur sächs. Gelehrten-geschichte des XVII. Jahrh. Von Dr. phil. Richard Beck, Gymnasialoberlehrer in Zwickau. — *Wann und wie ist der erzpriesterliche Stuhl Sorau in Niederlausitz unter die Präpositur Bautzen gekommen?* Von Dr. phil. Hermann Knothe. — *Sächsische Kirchenliederdichter*. I. Johann Freyenstein. Von Franz Blanckmeister, Pastor in Dresden. — *Perikopenordnungen der ev.-lutherischen Kirche im Königreich Sachsen*. Von D. Franz Dibelius. — *Miszellen*: I. Vorschlag zu einer neuen Organisation der sächsischen Geistliche (1818). Mitgeteilt von Dr. jur. Dr. phil. O. Richter. — II. Der Abschiedsbrief des letzten mittelalterlichen Pfarrers von Dresden. Mitgeteilt von Dr. O. Richter. — III. Aktenstücke über die Evangel.-Luther. Landeskirche Sachsens Freude und Leid im Jahre 1813. Mitgeteilt von D. Dibelius. — IV. Kollekten für Dresden. Mitgeteilt von D. Dibelius.

Früher erschienen:

Erstes Heft	1882	260	Seiten	Preis . . . . .	ℳ 4,—
Zweites	„	1883	356	„ „ . . . . .	„ 5,—
Drittes	„	1885	150	„ „ . . . . .	„ 2,50
Viertes	„	1888	234	„ „ . . . . .	„ 4,—
Fünftes	„	1889	168	„ „ . . . . .	„ 3,—

**Sechstes Heft.** 1891. 138 Seiten. Preis 3 Mark.

**Inhalt:** *Christiane Eberhardine*, die letzte evangelische Kurfürstin von Sachsen und die konfessionellen Kämpfe ihrer Tage. (Beilagen: Urkunden aus dem Königl. Hauptstaatsarchiv zu Dresden.) Von Franz Blanckmeister, Pastor in Dresden. — *Beiträge zur kirchlichen Zucht in der Stadt Meissen*. Mitgeteilt von Direktor Dr. W. Loose in Meissen. — *Was ist zu thun, um die Archive für die kirchengeschichtliche Forschung besser zu verwerten?* Von Lic. Dr. Buchwald in Zwickau. — *Die alte Elbbrücke in Dresden*. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte der Stadt. Von D. Dibelius. — *Miszellen*. I. Leichenpredigten mit Leichenreden sächsischer Geistlichen. Von Lic. Dr. Buchwald. — II. Die Salzsteuer der Emigranten in Sachsen 1732. Von D. Dibelius.

iterum 17. / 21. III. 1944

BX  
4700  
C2D74 .

Drews, Paul Gottfried  
Petrus Canisius

PLEASE DO NOT REMOVE  
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

---

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

---

UTL AT DOWNSVIEW



D RANGE BAY SHLF POS ITEM C  
39 16 13 15 06 017 3